Der alte Orient

Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft

Digitized by Google

Acc 30.1

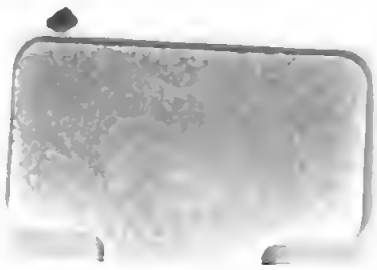
Harvard College Library

FROM THE

LUCY OSGOOD LEGACY.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Received 1 Apr 1902



Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Dritter Jahrgang

		Seite
1.	Weber, Dr. Otto, Arabien vor dem Islam . . .	1
2/3.	Winckler, Dr. Hugo, Himmels- und Weltenbild der Babylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker. Mit 2 Abbildungen .	37
4.	Wiedemann, Prof. Dr. Alfred, Die Unterhaltungslitteratur der alten Ägypter	101

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

Preis in Leinwand geb. 3 Mark.

Der erste Jahrgang enthielt:

1. Hugo Winckler, Die Völker Vorderasiens.
2. *Carl Niebuhr, Die Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna.
3. *Alfred Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern.
4. Adolf Billerbeck, Der Festungsbau im alten Orient. Mit 7 Abbildungen.

Der zweite Jahrgang:

1. Hugo Winckler, Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens.
2. *Alfred Wiedemann, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter.
3. *Heinrich Zimmern, Biblische und babylonische Urgeschichte. 2. Aufl.
4. Wilhelm v. Landau, Die Phönizier.

Für die nächsten Hefte sind in Aussicht genommen: F. v. Luschan, Über die Ausgrabungen des Berliner Orientkomitee's in Sendschirli. — L. Messerschmidt, Die Hethiter. — W. Spiegelberg, Altägyptische Kunst. — F. v. Oefele, Die Keilschriftmedizin in Parallelen. — R. Zehnpfund, Zur Geschichte der Ausgrabungen.

Von den mit * bezeichneten Heften liegen Übersetzungen in das Englische bereits vor.

Anal.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Dritter Jahrgang

		Seite
1.	Weber, Dr. Otto, Arabien vor dem Islam . . .	1
2/3.	Winckler, Dr. Hugo, Himmels- und Weltenbild der Babylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker. Mit 2 Abbildungen .	37
4.	Wiedemann, Prof. Dr. Alfred, Die Unterhaltungslitteratur der alten Ägypter	101

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

Acc 30.1

Lucy Osgood fund.
(III.)

Arabien vor dem Islam

Von

Dr. Otto Weber

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 1.

13.

Arabien ist die Völkerkammer der semitischen Rasse gewesen. Von dort aus hat sie ihren Weg genommen, um in unaufhaltsamem Vordringen alle Stätten zu überfluten, welche der Verlauf der Geschichte als von Semiten bewohnt zeigt. Es muß eine unerhörte Lebenskraft an den Boden dieses eigenartigen Landes gebunden gewesen sein. Auch andere Rassen haben den Versuch gemacht in Vorderasien sich zur Geltung zu bringen und hin und wieder einen Ansturm auf die alten Kulturcentren unternommen. Sie haben es nicht vermocht, sich dauernd zu behaupten und mehr als flüchtige, nur von politischem Einfluß getragene und mit ihm wieder schwindende Spuren ihres Wesens der semitischen Kultur aufzudrücken. Das arabische Volkstum hat sie in stets sich verjüngender Kraft immer wieder hinweggefegt und eifersüchtig darüber gewacht, daß kein rassenfremdes Element das Erbe der semitischen Kultur auf die Dauer an sich reiße. So hat in steter, durch Jahrtausende sich hinziehender Ablösung der an ihrer eigenen Kultur absterbenden Völker durch junge, urwüchsige, lebenskräftige Elemente gleicher Rasse das Arabertum das gewaltige Land von der Südküste der arabischen Halbinsel bis zum Euphrat und Tigris und der Ostküste des Mittelländischen Meeres bis zum heutigen Tag als eigenstes Herrschaftsgebiet behauptet.

Eine überlegene Kultur ist es, wie niemals bei großen Völkerverschiebungen, auch hier nicht gewesen, was dem erobernden Volk zur Herrschaft verholfen hat. Daß aber Araber nicht nur einmal die alte Kulturwelt sich unterworfen haben, um dann, wenn ihre Zeit um war, wieder einer anderen Rasse zu erliegen, daß es vielmehr immer wieder Araber waren, die sich im Besitz der einmal von ihnen eroberten Kulturcentren ablösten, das lag in der Natur des Heimatlandes begründet.

Arabien war nie im Stand große Menschenmassen dauernd zu tragen. Nur vereinzelte Partien, wo ständige Bewässerung vor-

handen ist, haben feste Ansiedelungen ermöglicht. Die große Masse des Landes ist und war jederzeit wasserarm und bot nur wandernden Beduinen und ihren Herden stets wechselnden Aufenthalt. An den festen Ansiedelungen hat sich schon frühzeitig eine Kultur entwickelt und sicher hat sich bereits in vorhistorischer Zeit und dann immer wieder im Mutterland im kleinen derselbe Vorgang abgespielt, den das Überströmen des semitischen Elements auf den ganzen vorderen Orient im großen darstellt: die fruchtbaren Landstriche haben den Überschuß ihrer Bevölkerung an die angrenzenden Weidetriften abgestoßen, umgekehrt aber haben die kühnen Söhne der Steppe die glücklicheren Bewohner der Kulturcentren nie allzulange ungestört im Besitz der reicheren, üppigeren, bequemeren Daseinsbedingungen gelassen. So war es ein stetes Kommen und Gehen, ein Geben und Nehmen, ein ununterbrochener Austausch kulturellen Besitzes und ursprünglicher Lebensfrische, ein wirklicher Kampf ums Dasein, der dem Kern des Volkes die Spannkraft wahrte, ihm die Kenntnis der Kultur vermittelte und damit aber auch die Begehrlichkeit nach ihren Früchten erweckte.

Derselbe Prozeß vollzog sich dann auch seit vorgeschichtlichen Zeiten auf dem Schauplatz der ganzen vorderasiatischen Geschichte.

Vielleicht schon im 5. Jahrtausend ist das älteste Kulturvolk, das uns wenigstens in seinen Wirkungen noch historisch erreichbar ist, die Sumerer, semitischen Einwanderern erlegen. Als das so entstandene altbabylonische Reich alt und morsch geworden, bringt eine neue, aus Arabien einwandernde Schicht am Ausgang des 3. Jahrtausend dort eine vollständige Umgestaltung der Verhältnisse hervor. Um diese Zeit zeigt sich in Syrien und Palästina das kananäische Element, in Ägypten dringen die Hyksos ein und gleichzeitig beginnen dort semitische Einflüsse sich allenthalben geltend zu machen. Vom Anfang des 2. Jahrtausends ab dringen die Assyrer von Nordarabien her in Mesopotamien ein und es dauert nicht lange, so fangen nachrückende aramäische Nomadenhorden an das babylonisch-assyrische Kulturland durch stets wiederholte Einfälle zu beunruhigen. Die Minäer wandern nach Süden, Phönizier und Hebräer schieben sich allmählich an die Ostküste des Mittelländischen Meeres vor und bald beginnen die Chaldäer in Südbabylonien sich bemerklich zu machen. Fast tausend Jahre ist die Verteilung des vorderen Orients unter die semitischen Völker nicht wesentlich verschoben worden. Kleinere Umwälzungen haben naturgemäß immer wieder stattgefunden und auch von außen her sind mit der Zeit

immer nachdrücklichere und erfolgreichere Vorstöße gemacht worden, durch Perser und Meder, durch Römer und Griechen. Als aber das fremde Element drohte, dauernd sich hier und dort im vorderen Orient festzusetzen, hat sich Arabien wieder auf seine alte Mission besonnen. Von dort aus hat sich vom 7. Jahrhundert nach Christus an unter dem Zeichen des Islam eine Evolution des Semitismus vollzogen, die an sieghafter Gewalt des Ansturms und an Ausdehnung alle bisherigen weit übertroffen hat. Unter ihren Nachwirkungen steht noch heute die Völkerkarte Asiens und Nordafrikas. Auch das Geistesleben vieler Millionen von Menschen wird auf unabsehbare Zeiten unter ihrem Bann stehen.

Arabien hat also dem vorderen Orient die Bevölkerung gegeben, die wir in historischer Zeit dort finden. In all den verschiedenen Perioden dieser Entwicklung, die nicht etwa scharf abgegrenzt sind, sondern naturgemäß vorbereitend und nachwirkend in einander übergreifen, sind die arabischen Völker das naturfrische, urwüchsige Element, das durch seine Lebensbedürfnisse aus dem Mutterland getrieben den Kulturcentren zuströmt, dort in kürzer oder länger währendem Angleichungsprozeß die physische Übermacht gewinnt, der überlegenen Kultur aber sich beugt und in ursprünglicher Empfänglichkeit die reife Frucht langer Entwicklung aufnimmt und durch sie das aus der Heimat mitgebrachte Erbe an geistigem Besitz zu neuem, eigenartigem Leben befruchtet.

Dieser Prozeß hat sich in einer für alle späteren Zeiten ausschlaggebenden Weise nach der ersten arabischen Wanderung im Verlauf der langen, für uns historisch nicht mehr zu messenden Zeit des Ausgleichs des sumerischen und semitischen Elements in den Niederungen des Euphrat und Tigris vollzogen. Die Kultur der semitischen Babylonier hat sich allen Völkern des vorderen Orients mitgeteilt und wenn in späterer Zeit durch neue Wanderungen und neue Verschiebungen der Völkermassen neue kulturelle Gegensätze auf einander stießen, so waren es die von derselben altbabylonischen Kultur durchsetzten Typen, die unter verschiedenen Lebensbedingungen eigenartige Gestaltung, Entwicklung oder Verkümmerung, erfahren hatten, welche zu einer neuen Einheit verschmolzen.

So kann man die „semitische“ Kultur nicht schlechthin als eine genuin semitische bezeichnen. Gleichwohl darf man das semitische Element in ihr nicht unterschätzen; denn es war stark genug, diese

Kultur in die Form seiner Sprache zu gießen und auch der ungehinderte Siegeszug der babylonischen Kultur wäre nicht möglich gewesen, wenn ihr nicht allenthalben gleichartiges Wesen empfänglich entgegengekommen wäre.

Andererseits darf man die semitische Kultur auch nicht schlechthin und für alle ihre zeitlichen und lokalen Erscheinungsformen als „altbabylonisch" bezeichnen. Für die Zeit vor der zweiten semitischen Wanderung trifft diese Bezeichnung zweifellos zu. So wenig man früher eine so gewaltige Expansion glaubhaft finden konnte, so wenig läßt sich jetzt die Thatsache bestreiten, daß schon in der ersten Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends und lange vorher der ganze vordere Orient unter dem beherrschenden Einfluß der altbabylonischen Welt gestanden hat. Wenn wir hören, daß um 3000 v. Chr. Gudea, der Vasallenkönig (Patesi) von Lagas (Sirgulla), aus weiter Ferne das Material zu seinen Bauten bezogen hat, daß er Cedern vom Amamus, Steine, Alabaster, Bauholz aus Phönizien, Statuenmaterial aus Ostarabien (Magan), Kupfer und Gold aus Westarabien (Melucha) herbeigeschafft hat, wenn wir hören, daß auf der Bachreininsel (Dilmun), an der westlichen, arabischen Küste des persischen Golfes altbabylonische Denkmäler gefunden wurden, wenn wir sehen, daß all diese Handelsunternehmungen allem Anschein nach in ungestörtem Frieden sich vollzogen, — da ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten anzunehmen, daß damals und sicher auch schon viel früher die altbabylonische Kultur den ganzen Bereich der vorderasiatischen Länder beherrscht hat. Diese eigenartige Kultur hat in der That im Keim alles geschaffen, was uns als Merkmal des Semitismus erscheint.

Aber schon der Ausgang des 3. Jahrtausends giebt uns unanfechtbare inschriftliche Zeugnisse dafür, daß sich außerhalb Babyloniens semitisches Wesen eigenartig entwickelt hat. Die Invasion, welche in der babylonischen Chammurabidynastie politischen Ausdruck gefunden hat, ist der erste historische Beleg für den Satz, daß ursemitisches Wesen mit altbabylonischer Kultur befruchtet, unter verschiedenen Lebensbedingungen selbständige Züge angenommen hat. Was aber die Denkmäler der Chammurabiperiode ganz deutlich von ihrer sonstigen altbabylonischen Umgebung scheidet, das weist auf ein Land hin, wo ursemitisches Element in besonderer Stärke und Treue sich erhalten hat. Dieses Land ist aber kein anderes, als Arabien.

In Arabien ist die Wiege aller semitischen Völker gestanden,

von dort aus haben die ersten Semiten sich die erste Kulturwelt erobert, von dort aus sind Jahrtausende hindurch immer wieder frische Elemente nachgerückt und haben den semitischen Stamm der an ihrer Kultur degenerierten Vorläufer ergänzt; noch heute ist Arabien das Land, das semitische Eigenart am reinsten erhalten hat.

Die auswandernden Araberstämme haben der von ihnen übernommenen Kultur immer den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, ihre Sprache, ihre Götterwelt hat überall siegreichen Einzug gehalten, wenn auch eine Versöhnung mit der vorgefundenen in nicht allzulanger Entwicklung eine Verschmelzung beider Vorstellungsreihen zur Folge hatte.

Bis in das 3. Jahrtausend hinein ist Babylonien die ausschließlich herrschende Kulturmacht im vordern Orient. Bei der zweiten semitischen Wanderung aber zeigen sich bereits Erscheinungen, die sich scharf von dem altbabylonischen Typus abheben. All das Eigenartige aber, im Wortschatz, in der Göttervorstellung und der unter ihrem Einfluß stehenden Eigennamenbildung, dem treuesten Spiegel religiöser Denkweise, findet sich mehr oder minder bei allen Völkern, die seither aus Arabien gekommen sind, bei den Assyrern sowohl, wie bei den Kananäern, Phöniziern und Hebräern, nirgends aber in so reiner Ausprägung wie bei den Minäern.

Diese Beobachtung zwingt uns dazu eine reinliche Scheidung zwischen ostsemitischer (babylonischer), und westsemitischer (arabisch-kananäischer) Kultur durchzuführen, sie zwingt uns anzunehmen, daß in der gemeinsamen Heimat dieser Westsemiten ein eigenartiger Typus sich ausgebildet und selbständig behauptet hat, sie läßt uns hoffen, daß wir gerade im minäischen Altertum der ursprünglichen Gestalt des semitischen Typus am nächsten kommen und von dort aus Klarheit auch über die Art der ältesten hebräischen Vorstellungen gewinnen.

Eine selbständige Kulturentwicklung setzt aber bestimmte politische Verhältnisse voraus: Zunächst eine gewisse Abgeschlossenheit gegen starke politische wie kulturelle Beeinflussung von außen her. Babylonien, die einzige damals in Betracht kommende Macht hatte im 3. Jahrtausend genug mit sich selbst zu thun, im Innern war es durch den Gegensatz von Nord und Süd in Atem gehalten und an den Grenzen des alten Kulturlandes zeigten sich damals schon begehrliche Vettern und Nachbarn. Mit dieser Abgeschlossenheit war aber auch die andere Voraussetzung gegeben, die Möglichkeit strafferer politischer

Koncentration, denn es kann eine Kultur nur da zu eigenartiger Entfaltung kommen, wo feste Staatenbildungen Traditionen schaffen und erhalten.

Unsere bisherige Kenntnis des ältesten Arabien, wie sie uns durch Bibel, Klassiker und arabische Nationalliteratur vermittelt war, wußte freilich nichts von der thatsächlichen Existenz dieser Voraussetzungen. Ihr war Arabien nur das endlos weite Tummelfeld weidender Herden und jagender Nomaden, die in möglichst harmlosem, urständigem Naturalismus ihr Dasein führten; und wenn sich hie und da Andeutungen von Staatenbildungen fanden, so trugen sie so offenkundig legendarischen Charakter, oder wiesen in eine so späte Zeit und waren in so schattenhaften Umrissen gehalten, daß sie die Illusion nicht zu zerstören vermochten.

Die unerhörten Umwälzungen aber, welche das vergangene Jahrhundert auf dem Gebiet der altorientalischen Geschichtswissenschaft gebracht hat, haben uns auch Arabien in ganz neues Licht gerückt.

Freilich nur in bescheidenem Maße hat Arabien an dem Interesse für die alte Welt teil gehabt. Während in Babylonien England, Frankreich, Amerika und Deutschland in edlem Wettstreit sich mühen, dem Boden seine in Schutt und Asche versunkenen Schätze wieder zu entreißen, und weder Geld noch Mühe gescheut wird, diese Schätze nicht nur zu heben und zu bergen, sondern auch der Wissenschaft zugänglich zu machen, haben in Arabien nur vereinzelte kühne Männer mit bescheidenen Mitteln die Forschungen in Angriff genommen. Die politische Situation Arabiens wird ja freilich die Forscherthätigkeit dort noch auf lange Zeit hinaus in engen Grenzen halten. Um so höher aber sind die Verdienste der wenigen begeisterten und opferfreudigen Männer zu schätzen, die sich weder durch Lebensgefahr noch durch Mühseligkeiten und Entbehrungen haben abhalten lassen, Arabien nach seinen alten Schätzen zu durchstreifen. Ihnen danken wir, daß heute Altarabien nicht mehr das in undurchdringliches Dunkel gehüllte Wunderland ist, aus dem uns die sagenumwobene Gestalt der Königin von Saba wie aus unerreichbarer Ferne, aus geheimnisvollem Dunst und Nebel grüßt, sondern daß wir anfangen, klar zu erkennen, daß Arabien eine Geschichte hinter sich hat, die weite Kreise gezogen, daß dort eine Kultur geblüht hat, die befruchtend gewirkt hat auf Geisteskeime, die zu den edelsten und

reinſten Blüten getrieben haben, welche die alte Welt als unverlierbaren Beſitz, als eiſernen Beſtand des geiſtigen Eigentums der neuen Zeit vererbt hat.

So lange uns Originalquellen nicht zur Verfügung ſtanden, dankten wir dem alten Teſtament die älteſten Nachrichten über Arabien. Die wichtigſten und intereſſanteſten derſelben ſind erſt durch die Originalquellen verſtändlich geworden. Die übrigen, die immer ſchon und mit Recht auf Arabien gedeutet worden ſind, ſchildern uns die Araber als Bewohner der Wüſte, die in räuberiſchen Gelüſten die im Norden angrenzenden Staaten beunruhigen; die Sabäer ſpeziell erſcheinen, ohne daß genauere Angaben über die chronologiſchen Verhältniſſe und ihre politiſche Organiſation ſich entnehmen ließen, als Kaufleute, die den Weihrauchhandel nach der Küſte des Mittelländiſchen Meeres vermitteln, die zu Haus in ihren Schatzkammern unermeßliche, ſprichwörtlich gewordene Reichtümer aufgeſtapelt haben, deren Land vornehmlich alle edlen Spezereien in üppiger Fülle hervorbringt. Die Geſtalt der Königin von Saba in der lieblichen Erzählung der Königsbücher giebt dafür einen anſchaulichen Beleg, zeigt aber auch, wie weit der Erzähler von einer Kenntnis der thatſächlichen politiſchen Verhältniſſe entfernt iſt, wenn er überhaupt die Abſicht hatte ihnen gerecht zu werden.

Den Keilinſchriften, die uns — aber erſt ſeit kurzer Zeit — unter den ſekundären Quellen die zuverläſſigſte Kunde geben, danken wir für das 8. und 7. Jahrhundert vereinzelte Nachrichten. Aus ihnen kann jedoch nur entnommen werden, daß damals im Norden Arabiens kleine Königreiche, d. i. politiſch organiſierte Stammbezirke, exiſtierten, welche von den Aſſyrern zur Tributleiſtung gezwungen wurden. Da werden Könige und Statthalter von Muṣur, Königinnen von Aribi erwähnt und zuſammen mit ihnen ohne Titel „Itamara der Sabäer.“

Die griechiſchen Autoren, bis vor kurzem neben der Bibel die wichtigſte Quelle für die altorientaliſche Geſchichte überhaupt, haben ſich ſchon durch die Keilſchriftforſchung und Ägyptologie als nicht immer ganz verläſſige Zeugen erwieſen. Für die Geſchichte der uns hier intereſſierenden älteſten arabiſchen Zeit ſind ſie ſo gut wie wertlos, ſie bieten nur vereinzelte Angaben beſonders für die dem Beginn der neuen Zeitrechnung am nächſten liegenden Jahrhunderte, aber auch dieſe ſind von Mißverſtändniſſen nicht frei geblieben und oft nur in ganz allgemeinen Umriſſen gehalten.

Merkwürdig ist, daß auch die arabische Nationalliteratur für die Aufhellung des Dunkels der vorislamischen Geschichte so gut wie wertlos ist. Was sie an historischen Notizen bietet, ist fast durchweg Legende, phantastische Konstruktion und beruht im besten Falle auf völligem Mißverständnis einzelner Inschriften. Zudem hat der Islam dafür gesorgt, daß nicht allzuviel Kunde von der Zeit der „Unwissenheit" überliefert werde. Er hatte ein Interesse daran, mit den alten Göttern und der unter ihrem Schutze stehenden Vergangenheit gründlich aufzuräumen. Für die Identifizierung geographischer Angaben der Inschriften freilich ist sie von unschätzbarem Wert.

Was Bibel, Keilinschriften, Klassiker und arabische Autoren uns von der ältesten Geschichte Arabiens erzählen, reicht also nicht aus, uns auch nur annähernd ein Bild von den thatsächlichen Verhältnissen zu geben. Trotzdem wird es wertvolles Material, wenn andere Zeugen hinzukommen, die ohne Tendenz und unter dem frischen Eindruck der von ihnen bekundeten Thatsachen auftreten, und das sind Originaldenkmäler.

Im Jahre 1810 kamen zum ersten Mal südarabische Inschriften nach Europa. Dr. Seetzen sandte aus Mocha die Kopien von 5 freilich so gut wie wertlosen, ganz kurzen sabäischen Texten. 1834 und 1837 wurde durch Wellstedt neben kleineren Texten auch die berühmte aus dem Jahre 640 (d. i. 525 n. Chr.) datierte Inschrift von Chisn Ghurab bekannt. Weitere Texte wurden 1835 durch T. G. Hutton und 1838 durch Ch. J. Cruttenden der Wissenschaft zugänglich gemacht und 1844 erwarb der Arzt Dr. Mackell 5 neue sabäische Inschriften.

Das waren lauter vereinzelte Erwerbungen, meist Texte ganz geringen Umfangs und sehr fragmentarischen Charakters.

Im Jahre 1845 gelang es einem kühnen französischen Reisenden, dem Apotheker Thomas Joseph Arnaud in Marib, Sana und Sirwach 56 Inschriftennummern zu kopieren. Von ungleich größerer Bedeutung aber war die Erwerbung von über 20 trefflich erhaltenen Bronzetafeln von Amran, welche dem englischen Oberst Coghlan im Jahre 1860 gelang. Diese Sammlung erst machte es möglich das Wesen der damals allgemein so bezeichneten „himjarischen" Sprache genauer zu erkennen und es dauerte nicht lange, so legte der junge württembergische Pfarrer Ernst Osiander durch seine für die

damalige Zeit bewundernswerte Ausgabe der bisher bekannten Texte den Grund zur sabäischen Philologie und Altertumskunde.

Nachdem dann noch durch M. A. Levy einige Inschriften bekannt geworden waren, war es Joseph Halevy, einem französischen Reisenden vorbehalten, eine ganz neue Ära für die südarabische Forschung heraufzuführen. Auf einer denkwürdigen Reise, die er von Paris aus gegen Ende des Jahres 1869 ins Werk setzte, gelang es ihm, fast 700 zum Teil umfangreiche südarabische Texte zu kopieren. Er reiste als armer Jerusalemer Jude verkleidet, weil er allein dadurch hoffen durfte, ohne allzugroße Gefahr für sein Leben seine Absichten zu verwirklichen. Und in der That hat er staunenswerte Erfolge erzielt. Er ist bis heute der einzige Europäer geblieben, dem es gelungen ist, nördlich bis Negran und dem obern Djof, dem Gebiet des alten Minäerreiches vorzudringen. Er berührte die alte Sabäerhauptstadt Marib, kam nach Sirwach, wenn es ihm auch nicht gelang große Ausbeute von dort mitzubringen.

Verheißungsvoll begann im Jahre 1882 die Reise eines jüngeren Österreichers, Siegfried Langer, um schon nach einigen Monaten durch die Ermordung des kühnen Reisenden einen tragischen Ausgang zu finden. Neben geographischen Mitteilungen danken wir ihm die Abklatsche zu 12 wertvollen Inschriften.

Aber alles bis dahin Erreichte wurde übertroffen durch die von unerhörten Erfolgen gekrönten Reisen des gleichfalls österreichischen Forschers Eduard Glaser. Auf vier langen Expeditionen hat er die Zahl der bekannten Inschriften mehr als verdoppelt. Die erste Reise dauerte vom Oktober 1882 bis März 1884. Sie war nach Glasers eigener Auffassung mehr eine Rekognoszierungstour, sie hatte viel unter der ungünstigen politischen Situation in Arabien zu leiden. Trotzdem gelang es Glaser von ihr etwa 250 Inschriftennummern mitzubringen.

Die zweite Reise (April 1885 bis Februar 1886) führte Glaser in die Gegenden südöstlich und südlich von Sana bis Aden und hatte bedeutungsvolle topographische und archäologische Ergebnisse. Ihr danken wir vor allem die überaus wichtige, jetzt im britischen Museum befindliche Sammlung minäischer Inschriften, die — heute noch sehr dunkel und rätselhaft — uns besonders für die Kenntnis des südarabischen Kultus die wichtigsten Aufschlüsse versprechen. Die dritte Reise, die Glaser im Jahre 1887 bis 1888 unternahm, brachte wieder eine ganz außerordentlich reiche epigraphische Ausbeute.

Aus der alten Sabäerhauptstadt Marib brachte er fast 400 Inschriften, darunter zwei Dammbruchinschriften aus der Zeit kurz vor Muhammed von ganz ungewöhnlicher Ausdehnung. Vor allem aber dankt er dieser Reise die Perle seiner Sammlung, die leider noch immer nicht veröffentlichte, weit über tausend Worte fassende Sirwachinschrift. Diese stammt aus der ersten Periode des sabäischen Reiches und bietet, wie ich aus eigener Anschauung weiß — ich gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen Glaser eine Kopie derselben mitgeteilt hat — die wichtigsten Aufschlüsse über die politischen Verhältnisse von ganz Südarabien in dieser für die Entwicklung der südarabischen Geschichte bedeutungsvollsten Zeit.

Von ganz beispiellosem Erfolg war die vierte und vorläufig letzte Reise Glasers gekrönt (1892—1894). Ein neues eigenartiges System hat ihm dazu verholfen. Er hat verlässige Beduinen in der Kunst, Abklatsche abzunehmen unterwiesen und diese Leute dann mit Blechbüchse, Papier und Bürste ausgerüstet nach allen Richtungen der Windrose ausgeschickt, während er selbst in Sana, der Hauptstadt des gegenwärtig türkischen Gebietes in Südarabien, blieb, und so eine stetige Kontrolle über die Zuverlässigkeit seiner Gehilfen ausüben konnte. So gelang es ihm aus dem für Europäer völlig unzugänglichen — früher minäischen — Djof von sämtlichen oft recht unzuverlässigen, größeren Kopien Halevys unanfechtbare Originalabklatsche zu erhalten und aus einer Gegend, die noch kein Europäer, auch Halevy nicht betreten, südl. von Marib, etwa 100 katabanische Texte zu bekommen. Ungefähr 40 Inschriftensteine, gleichfalls eine Frucht dieser denkwürdigen vierten Reise, bilden heute eine Zierde des Wiener Hofmuseums.

Leider sind bis jetzt nur ganz vereinzelte Mitteilungen aus den reichen Materialien gerade dieser letzten Reise in die Öffentlichkeit gedrungen. Fast in ihrem ganzen Umfang schlummern sie noch heute in Glasers Kisten und Tagebüchern. Was ihre Veröffentlichung für die Entwickelung der südarabischen Wissenschaft, ja für die ganze Kenntnis der Sprachen und Geschichte des vorderen Orients bedeutet, das lassen uns die vereinzelten Proben ahnen. Schon oft ist darauf hingewiesen worden, welche Ernte hier der Wissenschaft wartet. Es war bisher ohne Erfolg, es wird aber so lange darauf aufmerksam gemacht werden, bis die verhältnismäßig geringen Mittel aufgebracht sein werden, und so der Wissenschaft vom alten Orient auf einem ihrer wichtigsten Forschungsgebiete die Weiterarbeit möglich wird.

Daß die südarabiſche Altertumskunde zu den wichtigſten Disziplinen der ganzen Altertumswiſſenſchaft gehört, iſt in letzter Zeit oft und mit Nachdruck betont worden. Um nur eines herauszugreifen: Es iſt allen Gelehrten, welche ſich mit dieſen Denkmälern eingehend beſchäftigt haben, ausgemacht, daß wir für die älteſten Zeiten der Geſchichte der Hebräer von ihnen dieſelbe Klarheit erwarten dürfen, welche die aſſyriſchen Denkmäler für das 9. und 8. Jahrhundert gebracht haben. Wenn man ſich das gegenwärtig hält, ſo iſt es nur ſchwer zu verſtehen, daß man ſich ſeit Jahren dabei beruhigt, zu wiſſen, daß ganz außerordentlich reiche Materialien ſchon lange in Kiſten und Tagebüchern vergraben liegen, ohne für die Wiſſenſchaft irgendwie fruchtbar zu werden, daß man in der Erkenntnis der Wichtigkeit des ſabäiſchen Altertums für teueres Geld Expeditionen ausrüſtet, die aus naheliegenden Gründen ſo gut wie reſultatlos verlaufen, während ein Bruchteil der dafür ſchon aufgewendeten Summen hinreichen würde, auf viel einfachere Weiſe, ohne Gefährdung von Menſchenleben, der Wiſſenſchaft unvergleichlich wertvolles Material zugänglich zu machen.

Obwohl wir alſo noch viel mehr haben könnten und ſollten, ſo haben wir doch jetzt ſchon ein ganz anſehnliches Material von Originaldenkmälern zur alten Geſchichte Arabiens, ſo viel wenigſtens, daß wir wiſſen, daß das vorislamiſche Arabien etwas ganz anderes geweſen iſt, als man bisher vermutet hatte.

Die Inſchriften, welche uns dieſe Erkenntnis vermittelt haben, ſind in einer eigenartigen Schrift niedergeſchrieben. Dieſe Schrift zeigt viele Berührungen mit der der phöniziſchen und althebräiſchen Denkmäler, der ſogenannten altkananäiſchen Schrift, die bis ins 9. vorchriſtliche Jahrhundert zurückverfolgt werden kann. Sie hat aber auch wieder ſo charakteriſtiſche Eigenheiten, daß von einer Abſtammung der einen von der andern nicht geſprochen werden kann. Vielmehr entſpricht den thatſächlichen Verhältniſſen nur die eine Annahme, daß beide Alphabete auf ein gemeinſames Mutteralphabet zurückgehen und dann ſich getrennt und ſelbſtändig weiter entwickelt haben. Der letzte Urſprung der ſogenannten weſtſemitiſchen Schrift, d. h. des kananäiſchen und ſüdarabiſchen Alphabets bezw. des beiden zu Grunde liegenden Mutteralphabets iſt eine vielumſtrittene Frage. Man hat ſeine Wurzeln in den beiden Kulturcentren der alten Welt, in Babylonien und in Ägypten, der Heimat zweier

ſelbſtändig entwickelten Bilderſchriftſyſteme finden wollen. Eine direkte Ableitung aus entſprechenden Hieroglyphen läßt ſich nur auf großen Umwegen mit viel Phantaſie und viel Fragezeichen bewerkſtelligen und hat auch, ſo vielfach die Verſuche wiederholt und modifiziert worden ſind, in keinem Fall viel überzeugte Anhänger gefunden. In neueſter Zeit iſt man auf ganz eigenartigem Wege dem für weiteſte Kreiſe intereſſanten Problem näher getreten — es handelt ſich ja dabei zugleich auch um die Entſtehung des griechiſchen, römiſchen und damit auch unſeres Alphabets. Hommel hat nämlich den Nachweis geliefert, daß das große Bilderbuch der alten Welt, der geſtirnte Himmel, den älteſten Arabern auch die Vorlage für ihre erſten Schreibverſuche abgegeben hat, daß einmal die Namen der Schriftzeichen aſtronomiſchen Urſprungs ſind und daß auch die Formen unter dem Einfluß der mythologiſchen Welt, die die alten Semiten ſich am geſtirnten Himmel lokaliſierten, entſtanden ſind. Mit dieſer Löſung der Frage fällt gleichzeitig auf die ganze Entwicklung der ſemitiſchen Kultur ein neues Licht. Am Anfang der uns zugänglichen Kulturgeſchichte ſteht ein fertig ausgeprägtes nichtſemitiſches außerordentlich kompliziertes Schriftſyſtem, wir ſehen die altbabyloniſche Kultur durch dieſes Schriftſyſtem getragen die alte Welt ſich erobern. Im Verlauf des 3. Jahrtauſends ſehen wir in Arabien urſemitiſches Weſen mit ſpezifiſch altbabyloniſchen Elementen durchſetzt unter dem Schutz ſelbſtändiger politiſcher Organiſationen einen eigenen neuartigen Typus ſchaffen und dieſem gehört wohl auch das Verdienſt an, einer neuen Schrift das Leben gegeben zu haben, der ſo einfachen Buchſtabenſchrift, die ſich in der Folge der Zeiten, durch die Griechen um die nur noch dazu fehlenden Vokalzeichen a, e, i, o und u vermehrt, die ganze ziviliſierte Welt erobern ſollte. Die Völker, die ſeither aus der Urheimat aller Semiten und dem Herd jener neuen, weſtſemitiſchen Kultur, aus Oſtarabien, ausgewandert ſind, ſind ſicher von Anfang an im Beſitz dieſer Schrift geweſen. Soweit ſie in den direkten Bannkreis der altbabyloniſchen Kultur getreten ſind, haben ſie dieſelbe wieder verloren, die anderen Kananäer und Minäer haben fern von einander unter weſentlich verſchiedenen Lebensbedingungen die urſprünglich gleichartige Schrift zu der ſelbſtändigen Entwicklung gebracht, wie ſie uns dann auf den Denkmälern vom Ausgang des 2. Jahrtauſends ab als etwas längſt Fertiges und Abgeſchloſſenes entgegentritt.

Die Sprache der südarabischen Denkmäler ist die arabische. Sie ist je nach den Reichen, denen die Denkmäler angehören, dialektisch verschieden, und zwar unterscheiden wir 4 Hauptdialekte, den minäischen, sabäischen, hadramautischen und katabanischen. Obwohl von den beiden letztgenannten Reichen uns zur Zeit nur sehr wenige Texte zugänglich sind, können wir doch dialektische Eigenheiten vornehmlich auf dem Gebiet der Grammatik nachweisen und im allgemeinen behaupten, daß beide näher dem minäischen Hauptdialekt, als dem sabäischen verwandt sind. Der minäische und der sabäische Dialekt sind uns aus zahlreichen Denkmälern genauer bekannt. Sie weisen streng durchgeführte Unterschiede hinsichtlich der Grammatik auf und auch der Wortschatz geht trotz der natürlichen zahlreichen Übereinstimmungen vielfach getrennte Wege. Diese sprachlichen Verschiedenheiten finden ihre Erklärung in der Anerkennung des höheren Alters der minäischen Texte gegenüber den sabäischen. Weisen schon die grammatischen Eigentümlichkeiten des Minäischen in eine ältere Periode der lautlichen Ausgestaltung der semitischen Sprache, so erweist sich der sabäische Wortschatz schon dadurch als der uns geläufigen klassischen arabischen Sprache näher stehend, daß ganz im Gegensatz zum Minäischen eine unverhältnismäßig große Masse des speziell ihm eigentümlichen Wortschatzes sich im klassischen Arabisch erhalten hat. Wie außer dem babylonisch-assyrischen ursprünglich alle semitischen Schriftsysteme kennt auch das südarabische Alphabet noch keine Vokalbezeichnung, wodurch eine ins einzelne gehende Erkenntnis der Sprachformen wesentlich erschwert wird.

Was den Inhalt der südarabischen Inschriften anlangt, so handelt es sich meist um Weihinschriften, in denen der oder die Stifter, oft die ganze Familie des Stifters den Göttern insgesamt oder einer bestimmten Gottheit zum Dank für empfangene Wohlthaten, oder in der Erwartung göttlichen Beistandes Bauten weiht oder andere Gegenstände, die oft in direkter Beziehung zu der veranlassenden, empfangenen oder erwarteten Wohlthat stehen, darbringt.

So lautet z. B. die wichtigste der uns bekannten minäischen Inschriften (Glaser 1155 = Halevy 535) in wörtlicher Übersetzung wie folgt:

Ammiṣaduḳ, Sohn des Chami'atht von Jafan und Sa'ad, Sohn des Walig von Dhafgan, die beiden Statthalter von Muṣran und die Minäer

von Mußran, die ..... von Ägypten — sie hatten einen Handelszug veranstaltet nach Ägypten, Aſſur (Edom) und Ihr naharan während Statthalter war ..... m von Rida, deſſen Statthalterſchaft (der der beiden erſtgenannten) voraufging — weihten und bauten und gaben in Beſitz dem Athtar von Kabadh die Warte Tan'am, an der Vorderſeite ſchön ausgeſchmückt mit Holzwerk und behauenen Steinen vom Fundament bis zur Spitze und ſeine rückwärtige Schutzwehr mit gewöhnlichen Steinen, alle Warten zwiſchen den beiden Türmen Zarban und Lib'an aus den Mitteln der Ehrengeſchenke und der Gaben, welche dargebracht hatte dem Athtar von Kabadh die Ahl Sabrar. Und es zeigte ſich erkenntlich und bewies ſeine Gnade Athtar von Kabadh für die Geſchenke und Darbietungen des Baues der Warte indem ſie und ihre Habe errettete Athtar von Kabadh und Wadd und Ankarich (oder Nakruch) und ihr Amir von den Angriffen, mit denen ſie und ihren Beſitz und ihre Kamele angriff Saba und Chawilan auf der Karawanenſtraße zwiſchen Ma'an und Ragmat und aus dem Kriege, der ſtattfand zwiſchen dem Herrn des Südens und dem des Nordens und indem ſie und ihre Habe errettete Athtar von Kabadh und Wadd und Ankarich aus der Mitte Ägyptens heraus während des Streites, der beſtand zwiſchen Madhai und Ägypten und indem Athtar von Kabadh ſie und ihre Habe heil und wohlbehalten bewahrte bis zum Gebiet ihrer Stadt Karnawu.

Bei Athtar dem Aufgehenden und bei Athtar von Kabadh und bei Wadd und bei Ankarich und bei Athtar von Jahrik und bei der Herrin von Naſchk und bei allen Göttern von Ma'in und Jathil und bei Abijadi'a Jathi'u dem Könige von Ma'in und bei den Söhnen des Madikariba des Sohnes des Ilijapi'a und bei ihrem Stamm Ma'in und dem von Jathil und bei den beiden Kabiren von Mußran, dem Ammißaduk und Sa'ad.

Und es ſtellten in Schutz Ammißaduk und Sa'ad und die Minäer von Mußran ihre Weihungen und ihre Inſchriften den Göttern von Ma'in und Jathil und dem König von Ma'in und den Minäern vor jedem, der zerſtöre oder entferne oder [wegnehme] ihre Inſchriften von ihrem Ort. — Und bei Ammiſami'a von Balich, dem Statthalter von Jathil.

Dieſe Inſchrift gewährt uns neben den wichtigſten hiſtoriſchen Aufſchlüſſen einen Einblick in die vielgeſtaltige minäiſche Götterwelt. Von beidem ſoll weiter unten gehandelt werden (S. 17 ff. 27 ff.). Die Form des Textes iſt die im Minäiſchen gewöhnliche. Am Anfang ſtehen die oft ſehr zahlreichen Namen der Stifter, es folgt der Gegenſtand der Weihung und die Thaten der Götter, welche ſie verurſacht haben. Den Schluß bildet die Anrufung der Götter, des Königs und ſonſtiger einflußreicher Perſonen, in deren Schutz Weihung und Inſchrift geſtellt werden. Dieſer Schluß bietet dann meiſt auch — in den älteren Texten leider immer ohne Zahlen — das Datum durch die Erwähnung des Königs und häufig auch des Statthalters, welcher für das betreffende Jahr Eponymus iſt.

Zahlreiche minäiſche Texte enthalten detaillierte Angaben über

Kultushandlungen, Kultusbauten und Kultusgegenstände. Leider bieten gerade diese Texte einer Erklärung noch heute unüberwindliche Schwierigkeiten. Was wir aber von ihnen verstehen, das zeigt uns, daß der südarabische Kultus ganz frappante Berührungspunkte besonders mit der Ritualgesetzgebung des alten Bundes aufweist. Von besonderem Interesse sind die minäischen Hierodulenlisten und andere Personaldedikationen, in denen wir eine Parallele zu den männlichen und weiblichen Kadeschen des alten Testaments zu erblicken haben. Sabäische Inschriften aus Harim, einer früher minäischen Stadt, zeigen enge Berührungen mit dem hebräischen Sittengesetz und den Reinigungsvorschriften bei Kultushandlungen, speziell nach dem congressus feminarum (vergl. Lev. 22, 4; 15, 18).

Während in den uns zugänglichen minäischen Inschriften Weihungen von Gebäuden überwiegen und die Danksagungen sich meist auf kriegerische und merkantile Unternehmungen beziehen, lassen uns die sabäischen Denkmäler mehr einen Blick in das gewöhnliche, alltägliche Leben des Privatmannes thun, der alle seine Anliegen seinem Gott vorbringt und in allem Gedeihen einen gnädigen Gott als Förderer erkennt und dankbar verehrt. So wird in zahlreichen Texten um die Gunst des Dienstherrn, um dessen Wohlergehen gebeten, sehr oft ist das Gedeihen der Feldfrucht Gegenstand der Bitte oder des Dankes. Auch in Krankheit und Genesung erkannte der fromme Sabäer die strafende oder lindernde Hand seines Gottes.

Ein interessantes Beispiel ist die Inschrift Derenbourg Nr. 11:

Jazbuch Arjam, Sohn des Mokaz und Bausum und sein Weib Karibat, Tochter des . . . . . von Sirwach, Dienstleute des Königs, weihten ihrer Herrin Ummathtar entsprechend der Vierzahl ihrer Kinder vier Bilder von Gold zum Dank dafür, daß Ummathtar ihnen geschenkt hatte einen Knaben und drei Töchter und dafür, daß alle diese Kinder am Leben blieben und daß ihr Herz sich erfreute an diesen Kindern. So möge auch weiterhin Ummathtar ihren Dienern Jazbuch und Karibat gesunde Kinder schenken, daß es ihnen wohlergehe und ihren Kindern. Und es möge Ummathtar sie beglücken mit immer größerer Huld und vollkommener Bewahrung. Und es mögen gesegnet sein seine Kinder Charif und Magd-'ali und Rabibat und Ammiathtar, die bene Mokaz, mit vollkommenen Feld- und Baumfrüchten in ihrem Landgut Nachl Chrf und mit Fruchtbarkeit ihrer Kamele. Bei Ummathtar.

Die südarabische Religion kennt ein reich ausgestattetes Pantheon. Minäer und Sabäer, Katabaner und Hadhramotiten haben ihre eigenen Götterjysteme. Ja nicht nur diese vier Hauptvölker, ungezählte

kleine Territorien ſtehen unter dem ſpeziellen Schutz eigener Gottheiten. Vereinzelte Götter ſind allen ſüdarabiſchen Völkern gemeinſam, wie der mit den verſchiedenſten Beinamen allerorten auftretende Gott Athtar, andere ſind dem Weſen und Begriff nach überall vertreten, haben aber überall wieder unter anderem Namen Verehrung gefunden.

Eine Entwirrung dieſes Chaos iſt heute nur in den Hauptzügen möglich. Beſtimmte Reihen von Götteranrufungen kehren immer wieder, anders in Ma'in als in Saba, Hadhramot und Kataban, überall aber in genauer Entſprechung der aufeinander folgenden theiſizierten Begriffe.

So laſſen ſich folgende Syſteme aufſtellen, wobei noch zu bemerken iſt, daß die Schams, die Sonnengöttin, nur ſelten mit Namen genannt wird, ſondern meiſt als Herrin irgend einer Stadt oder eines Heiligtums auftritt.

Ma'in	Saba	Hadhramot	Kataban
Athtar	Athtar	Athtar	Athtar
Wadd	Haubas	Sin	Amm
Ankarich	Almâkuhn	Chol	Anbay
Schams	Schams	Schams	Schams

Neben dieſen Reihen finden ſich aber noch zahlreiche andere Gottheiten, Spezialiſierungen nach beſonderer Wirkſamkeit oder Kultſtätte, wie vornehmlich bei Athtar und Schams, aber auch noch andere Götter, deren Zuſammenhang mit dem Grundſchema noch nicht klar iſt, wie Motabnathian, Motabkabadh, Anbaal, Ummathtar, Ta'lab, Baſchur, Chagrum, Kainan u. a.

Ein genealogiſches Syſtem, das wie in der altbabyloniſchen und in der von dieſer beeinflußten ägyptiſchen, griechiſchen, römiſchen Religion die einzelnen Götter in verwandtſchaftliche Beziehung ſetzt und in mythologiſchen Göttergeſchichten dichteriſchen Ausdruck findet, hat es ſicher auch in der Religion der Südaraber gegeben. Texte wie das Weltſchöpfungsepos, in denen die mythologiſche Vorſtellung Geſtalt gewonnen und feſtgehalten worden iſt, haben wir zur Zeit leider für das ſüdarabiſche Altertum noch nicht, wenn auch ihre Exiſtenz vermutet werden muß. Denn mythologiſche Vorſtellungen, Göttergenealogien, ſchimmern auch in den Götteraufzählungen durch, finden ſich in den Beinamen der Götter angedeutet, ja es ſcheint, als ob wir in einem religiöſen Text (Gl. 282) in der Schilderung einer Darſtellung der Vermählungsfeier des Athtar einen direkten Beweis für das Vorhandenſein einer Mythologie erkennen dürften.

Die älteſten Araber und damit die Semiten überhaupt hatten ein ausgeprägt ſideriſches Pantheon. Gott ſchuf aber die Sonne, daß ſie den Tag regiere und den Mond, daß er die Nacht regiere. So ſpielt bei ſeßhaften, Ackerbau treibenden Völkern die Sonne die Hauptrolle, bei denen aber, welchen die Nacht Spender und Förderer der Lebensbedingungen iſt, bei wandernden Beduinen und Herdenbeſitzern, muß der Mond als Urquell alles Seins und Werdens erſcheinen. So iſt bei erſteren immer die Sonne männlich gedacht und der Mond als ſeine Gemahlin oder Tochter aufgefaßt, bei den letzteren umgekehrt der Mond in ein übergeordnetes Verhältnis zu der weiblichen Sonne geſtellt.

Der Mond iſt für alle Semiten, denn ſie waren alle einmal Nomadenvölker, urſprünglich die Hauptgottheit. In Babylonien hat freilich bald die Sonne, ihrer vitalen Bedeutung für das Land entſprechend, das Übergewicht im Kultus erhalten, ebenſo wie ſpäterhin bei den Kananäern und Hebräern. Bei den letzteren haben ſich aber lange noch deutliche Spuren von dem früheren Mondkult erhalten. Das männliche Wort für Mond järach iſt viel häufiger gebraucht als das überhaupt nur dreimal vorkommende weibliche Äquivalent lebanah, wie ſich auch der ehemalige weibliche Gebrauch des Wortes schämäsch „Sonne“ noch wahrnehmen läßt. Zudem denke man an das goldne Kalb, das Symbol des Mondgottes, in deſſen Dienſt die Kinder Israel am Sinai rückfällig geworden ſind.

In Südarabien, das immer, auch in den Kulturſtaaten, in lebendigſtem Wechſelverkehr mit den nomadiſierenden Stämmen geblieben iſt, hat ſich der reine Mondkultus naturgemäß viel länger erhalten. In dem oben ſkizzierten Götterſyſtem vertritt Wadd bezw. die ihm entſprechenden Götter Haubas, Sin und Amm den Mond, Schams dagegen die Sonnengöttin. Die Götter der erſten und dritten Reihe ſind gewiſſermaßen als Herolde und Boten der Hauptgeſtirne zu betrachten, die ihnen voraufgehend ihr Erſcheinen ankündigen und ihnen nachfolgend ihre Befehle ausführen.

Dem Mondgott wird das Beiwort „Vater“ oder „Oheim“, d. i. väterlicher Freund, Beſchützer, auch „Freund“ ſchlechthin gegeben. Der minäiſche Name Wadd bedeutet „Freund“, der katabaniſche Amm „Oheim“. In Hadhramot führte er wie in Babylonien den Namen Sin, während der ſabäiſche Name Haubas „Trockener“, der Ebbe und Flut reguliert, den Mond nach einer natürlichen Wirkung bezeichnet.

Laſſen ſchon die Beinamen des Mondgottes auf eine bemerkenswerte geiſtige Auffaſſung der Gottheit ſchließen, ſo tritt dieſe ganz beſonders in der Art der Bildung der Perſonennamen hervor, die ein treues Abbild religiöſer Denkweiſe zu bieten pflegt. Schon der Umſtand, daß in den meiſten Perſonennamen die Gottheit, deren Sinnbild der Mond iſt, ſchlechthin als ilu „Gott“ bezeichnet wird, und Zuſammenſetzungen mit anderen Gottesnamen zu den ſeltenen Ausnahmen gehören, läßt ſich nur als eine Äußerung hochentwickelter religiöſer Erkenntnis verſtehen, die, wenn auch noch in formalem Polytheismus befangen, doch von der Ahnung einer ideellen Konzentration des göttlichen Weſens erfüllt iſt.

Beſonders charakteriſtiſch iſt aber was von dieſem Gott ausgeſagt wird. So lauten ſüdarabiſche Eigennamen:

Ili-dhara'a „mein Gott hat geſchaffen“, Ili-kariba „mein Gott hat geſegnet“, Ili-azza „mein Gott iſt mächtig“, Ili-padaja „mein Gott hat erlöſt“, Ili-jadi'a „mein Gott iſt wiſſend“, Ili-rapa'a „mein Gott hat geheilt“, Ili-ſauu'a „mein Gott hat erhört“, Ili-ſcharraha „mein Gott ließ gedeihen“.

Oft treten für ilu „Gott“ Umſchreibungen ein, wie Abi-amara „mein Vater hat geboten“ Ammi-jadi'a „mein Oheim iſt wiſſend (allwiſſend)“, Sumhu-kariba „ſein Name hat geſegnet“, wobei zu erinnern iſt, daß auch im Hebräiſchen die Umſchreibung Jahves durch šem „der (heilige) Name“ šemo „ſein (heiliger) Name“ ſich häufig findet.

Dieſe wenigen, aus einer großen Anzahl nur beiſpielsweiſe herausgegriffenen Perſonennamen zeigen im Zuſammenhalt mit dem S. 17 Bemerkten deutlich, wie rein und tief die religiöſe Erkenntnis der Südaraber geweſen iſt. Daß ſich dieſe, oder formell wie inhaltlich ganz analog gebildete Namen bereits am Ende des dritten Jahrtauſends in der arabiſchen Chammurabidynaſtie als ganz gewöhnliche vorfinden, beweiſt ſie als uralt weſtſemitiſches Gut und daß auch die älteſte Namenbildung der Hebräer von demſelben Geiſt erfüllt iſt, legt aufs neue die Bedeutung der ſüdarabiſchen Forſchung für die altisraelitiſche Religionsgeſchichte klar.

Reich wie der geiſtige Gehalt des religiöſen Bewußtſeins iſt auch der formale Ausdruck, den es im Kultus der Götter ſich geſchaffen hat. Allenthalben wird in minäiſchen und ſabäiſchen Texten von Tempelbauten erzählt, bis in geringfügige Einzelheiten werden kunſtvolle Kultusgegenſtände wie die aus dem Alten Teſtament bekannte mekônah beſchrieben. Altäre werden errichtet zur Dar-

bringung des schäläm des „Friedensopfers“, die Inschriften nennen Räucheraltäre und verschiedene Räucherspezies, die auf ihnen in maiorem dei gloriam angezündet werden. Von Opfervorhöfen ist die Rede, von dem mabsal, einem Heiligtum, in dem das Opferfleisch gekocht wird (vergl. Ezech. 14, 23). Rituelle Waschungen werden vorgeschrieben und strenge Strafe der Götter steht auf der Außerachtlassung der Satzungen; in Mußri-Midian werden männliche und weibliche „Leviten“ (lawi') als Priester und Priesterinnen erwähnt und zahlreiche Texte, deren wörtlicher Sinn uns heute noch verschlossen ist, versprechen uns genauere Kenntnis dieses reichen, so lebhaft an das mosaische Rituale erinnernden Kultus.

Bevor ich daran gehe, die Entwicklung der altarabischen Geschichte bis zu dem Auftreten des Islam zu skizzieren, muß ich vorausschicken, daß es sich dabei keineswegs um ein strikte beweisbares Bild handeln kann. Die zeitliche Ansetzung der beiden Hauptträger der südarabischen Kultur, des minäischen und sabäischen Reiches, steht noch heute nicht außerhalb der Diskussion. Wir besitzen auch schlechterdings keinen mathematischen Beweis für die eine oder andere Auffassung, denn die Datierung der Originaldenkmäler beginnt erst um die Wende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, also erst am Ausgang des südarabischen Altertums und Berührungen mit den Nachrichten sekundärer Quellen, der Bibel, der Keilinschriften und der klassischen Litteraturen sind zwar in Originaltexten vorhanden, aber immer so, daß eine Verknüpfung in keinem Fall über jeden Zweifel erhaben ist.

So muß sich eine Skizzierung der altarabischen Geschichte darauf beschränken, die Nachrichten der originalen Denkmäler zu einem Bild zusammenzufügen und diese gegebene Größe dem Ganzen des altorientalischen Geschichtsverlaufes so einzufügen, daß in keinem Fall ein Widerspruch mit anderweitig überkommenen, glaubwürdigen Nachrichten sich ergiebt, daß es auf dem Hintergrund der anderweitig gewonnenen Erkenntnis von den einzelnen Situationen und Bewegungen der alten Geschichte und im Zusammenhang mit ihnen nicht nur möglich, sondern auch natürlich erscheint.

Und in der That, so sehr die Pflicht der Gewissenhaftigkeit uns nötigt, zuzugeben, daß wir unanfechtbare Resultate heute noch nicht geben können, ebensosehr dürfen wir vertrauen, daß das Bild der südarabischen Geschichte, zu dem die originalen Quellen die

Linien, die sekundären Nachrichten Farbe und Rahmen gegeben haben, thatsächlich dem wahren Sachverhalt entspricht.

Am Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends hat sich ein neuer Strom aus der Völkerkammer Arabiens über Vorderasien ergossen. Während die Kananäer, Assyrer, Phönizier, Hebräer und Chaldäer nach Nordwesten, bezw. Norden zogen, müssen damals die Minäer und vielleicht mit ihnen gleichzeitig Katabaner und Hadhramotiten nach Süden sich gewandt haben, und an der Ostküste des persischen Golfes die Wüste umgehend, im Süden der arabischen Halbinsel eingewandert sein.

Wo die Denkmäler einsetzen, in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ist die Situation in Südarabien etwa folgende:

In den fruchtbaren Niederungen des südarabischen Djôf blüht ein mächtiges Reich, dessen Herrscher sich Könige von Ma'in nennen: Die Hauptstadt ist Karnâwu, bei Eratosthenes Karna, eine bedeutende Rolle spielen die Städte Jathil, Naschk, Neschan, Harim, Kamna. Im Süden und Osten des minäischen Reiches sind die Sitze der Katabanen und Hadhramotiten zu suchen, die gleichfalls Könige haben, und in lebhafter Berührung mit Ma'in stehen. Die wenigen katabanischen und hadhramotitischen Texte, die uns heute noch zugänglich sind, nötigen uns dieser beiden Reiche nur vorübergehend zu gedenken. Wir wissen zu wenig von ihnen, um mehr als Vermutungen über die etwaige zeitliche und räumliche Ausdehnung ihrer politischen Macht aussprechen zu können. Die Erwähnung in minäischen Texten stellt ihre Gleichzeitigkeit mit dem minäischen Reiche außer Frage. Aber auch noch zur Zeit als Ma'in längst aufgehört hatte, ein selbständiges Reich zu sein, spielen beide in der sabäischen Geschichte bis zur spätesten Zeit eine Rolle und auch den griechischen Historikern und Geographen sind sie wohlbekannt. Sie haben in vollem Umfang teilgenommen an der Blüte der südarabischen Kultur und hatten schon durch ihren großen Reichtum an Weihrauch und Myrrhe eine hervorragende Bedeutung für den südarabischen Handel.

Für die älteste Zeit aber darf heute noch das Reich von Ma'in das größte Interesse beanspruchen. Dieses erscheint als die politisch überragende Macht, als der vorzüglichste Träger der südarabischen Kultur, als der Vermittler des indischen und südarabischen Handels.

Die Djôfgegend, die politische Centrale des minäischen Reiches war aber auch wie geschaffen, einem jungen, frischen Volke, das aus der Heimat einen reichen Schatz an geistigem Besitz mitbrachte, ohne durch technische Kulturerrungenschaften die fröhlich strebende Ursprünglichkeit bereits eingebüßt zu haben, alle Bedingungen zu einem kraftvollen Wachstum in politischer und kultureller Hinsicht zu bieten.

Über die von den einwandernden Minäern etwa bereits vorgefundene Kultur und ihre Träger können wir auch nicht das Geringste vermuten. Südarabien war gewiß immer — als Mittelstation des indisch-ägyptischen bezw. Mittelmeerhandels — in regem Verkehr mit der Kulturwelt gestanden. Wie das aber in vorminäischer Zeit war, dafür fehlen uns alle Anhaltspunkte; Südarabien selbst redet erst in minäischer Zunge zu uns und die zeitlich vorausliegenden ägyptischen oder babylonischen Denkmäler schweigen vollständig darüber.

Da wo die südarabische Geschichte für uns anfängt, tritt uns sofort ein fertiges, festgefügtes Staatswesen mit reifer Kultur entgegen — zweifellos die Frucht langer Entwicklung. Schon die Schrift der ältesten Denkmäler zeigt eine Vollendung, die nur das Resultat jahrhundertelanger Übung sein kann, und in politischer Hinsicht bietet sich nicht wie später bei Saba das Bild eines werdenden, um seine Existenz und Ausgestaltung ringenden Staates, sondern das einer fertigen Organisation, eines geschlossenen Systems, eines Handelsstaates, der sich auch den Exportweg gebahnt und durch militärische Stationen gesichert hat. Der politische Einfluß des minäischen Reiches erstreckt sich schon für die ersten uns erschlossenen Zeiten seiner Geschichte bis nach Gaza, dem Exportplatz für das Mittelländische Meer. Im Nordwesten Arabiens, im Gebiet des biblischen Midian, war eine minäische Kolonie, Mußran, in ursächlichem Zusammenhang mit dem minäischen Mittelmeerhandel entstanden, die dann, politisch organisiert und durch Statthalter verwaltet, den kräftigsten Stützpunkt für diese Handelsunternehmungen bildete.

Von der Existenz dieser minäischen Kolonie Mußran haben zum erstenmal die südarabischen Denkmäler Kunde gegeben. Damit war aber der Schlüssel zum richtigen Verständnis zahlreicher Stellen anderer Litteraturen, vor allem der Bibel, gegeben, die jetzt mit einem Mal das nördliche Arabien in ein ganz neues Licht rückten und erwiesen, daß nordarabische Stammesgebiete mit oder ohne

politische Organisation, seit alter Zeit in reger Beziehung zu Kanaanäern und besonders Hebräern gestanden haben.

Fünf Landschaften sind auf diesem Wege, durch das Zusammenwirken von biblischen, keilinschriftlichen und südarabischen Nachrichten neu entdeckt worden. Die erste ist Mußri, die minäische Provinz Mußran, in der Bibel in sehr vielen Fällen mit Mißraim-Ägypten verwechselt, und in seiner geographischen Lage etwa mit dem Land Midian sich deckend. Dann folgt Assur, das Stammland der Assyrer, daher vielfach schon in der Bibel, überall aber von den Kommentatoren mit Assyrien verwechselt und im Zusammenhang damit Eber, dem südarabischen Ibr naharan, dem keilinschriftlichen Kibri nâri, die Gegend von Edom und seinen westlichen und nördlichen Grenzländern umfassend. Das vierte ist Jareb, das in der Bibel nur an zwei Stellen vorkommt (Hos. 5, 13 u. 10, 6) aber dort unverkennbar als Gebietsname aufgefaßt worden ist. Diese schon grammatisch einzig mögliche Auffassung hat freilich ungezählte Theologen- und Orientalistengeschlechter nicht hindern können, bis in allerjüngste Zeit aus dem „König von Jareb" einen in prophetische Symbolik gehüllten „König Streitbar" zu machen. Das Land Jareb dürfen wir wohl mit dem keilinschriftlich überlieferten Land Aribi identifizieren und als Stammland der Sabäer betrachten. Seiner geographischen Lage nach ist es im Osten von Assur und Mußri, am nordarabischen Djôf, dem Wadi Sirchan zu suchen. Unter Kosch endlich hat man bisher an allen in Betracht kommenden Stellen Äthiopien verstanden, obwohl der geographische Zusammenhang, in dem es vorkommt, diese Identifikation an vielen Stellen schlechterdings ausschließt. An all diesen Stellen haben wir es mit einer arabischen Landschaft, die in Centralarabien zu suchen ist, zu thun.

Diese neue Erkenntnis, zu der, das sei nochmals betont, südarabische Denkmäler den Schlüssel gegeben haben, schließt eine Umwälzung in der Auffassung der altisraelitischen Tradition und Geschichte in sich, deren Tragweite heute nur erst in den Umrissen erkannt oder auch nur geahnt werden kann. Die ältesten Erzählungen des Alten Testaments, die Patriarchengeschichten von Abraham, Isaak und Jakob, die Josephgeschichten, weisen in einzelnen Teilen nicht nach Ägypten, sondern nach Mußri. Ja es wird heute — meiner Ansicht nach allerdings mit Unrecht — behauptet, daß die Kinder Israel überhaupt nicht in Ägypten, sondern vielmehr nur in Mußri gewesen sind. Von größter Bedeutung ist die Rolle, die Mußri-

Midian in der Geschichte Mosis spielt. Der midianitische Oberpriester Jetro (dieser Name ist in dieser oder anderer Form auch im Minäischen bezeugt) paßt ganz in den Rahmen dessen, was wir von dem minäischen Kultus wissen. Die biblische Erzählung schreibt ihm einen hervorragenden Einfluß auf Moses zu. Moses weilt schon vor seiner Berufung lange Zeit in die Stille bei ihm, wird sein Schwiegersohn. Als dann Moses der Kinder Israel aus Ägypten geführt hatte und am Berge Gottes lagerte, kam Jetro zu ihm und auf sein Anraten wird eine Neuorganisation der Rechtsprechung durchgeführt und die Institution der Richter geschaffen. Wenn man erwägt, daß minäische Denkmäler der Provinz Mußri die Priester als „Leviten" bezeichnen, daß andererseits durch Mose das Priestertum an den Stamm Levi gebunden wurde, wenn man die Angaben über den minäischen Kultus vergleicht, die, so dunkel sie sind, doch die Existenz eines außerordentlich reich ausgebildeten Gottesdienstes beweisen, von dem einzelnes sogar dem Namen nach in der Mose zugeschriebenen israelitischen Kultusgesetzgebung sich wieder findet, so wird man zugeben müssen, daß hier ein Zusammenhang vorliegt, der allein hinreichen muß, der südarabischen Forschung ein nicht gewöhnliches Interesse zu sichern. Aber auch politisch ist die alte Geschichte Israels eng mit der der neugefundenen arabischen Landschaften verknüpft, so sehr, daß Anspielungen auf Mußri und Assur, an denen Königsbücher und Propheten reich sind, manchmal aus Unkenntnis manchmal mit Bewußtsein, auf Ägypten und Assyrien, die mächtigen Nebenbuhler im Streben nach dem Besitz des Landes Kanaan, seine gefürchteten Erbfeinde, umgedeutet und übertragen werden konnten.

Originaldenkmäler haben sich weder in Kosch noch in Assur oder Jareb gefunden. Dagegen sind uns aus Mußri Inschriften erhalten, die durch Sprache, Schrift und Königsnamen ihre enge Zusammengehörigkeit mit dem alten Reich von Ma'in bezeugen. So sind wir für die alte Geschichte Nordarabiens mit Ausschluß von Mußri ausschließlich auf sekundäre und oft recht trübe Quellen angewiesen. Von seiner politischen Organisation, von seiner Kultur wissen wir nichts positives. Die Natur des Landes ist festen Staatenbildungen nicht günstig, wir müssen annehmen, daß seine Bewohner Nomaden geblieben sind. Ihre Kultur ist zweifellos, soweit das bei nomadischen Stämmen möglich ist, wie die des ganzen ältesten Vorderasien unter den Wirkungen der altbabylonischen und späterhin der westsemitischen Kultur gestanden.

Weit beſſer iſt es mit unſerer Kenntnis der Geſchichte Südarabiens beſtellt. Hier hat ſich dank den für eine Sonderentwicklung günſtigeren Lebensbedingungen ſchon ſeit der Mitte des zweiten Jahrtauſends unter dem Schutz ſtarker politiſcher Organiſationen eine eigenartige, hohe Kulturentwicklung vollzogen. Gewaltige Ruinenſtätten, zahlreiche Inſchriften, mancherlei Kunſtwerke künden noch heute von der alten Herrlichkeit des minäiſchen und ſabäiſchen Reiches.

Die älteſte uns erreichbare Epoche der ſüdarabiſchen Geſchichte ſteht unter dem Zeichen des minäiſchen Reiches und ſeiner Könige. Für die Dauer desſelben müſſen wir einen Zeitraum von mindeſtens 700 Jahren annehmen. Die Zahl der überlieferten Könige läßt ſich genau nicht beſtimmen, doch ſteht feſt, daß mindeſtens 25 Könige, deren Namen wir kennen, über Ma'in geherrſcht haben. Bedenkt man aber, daß manche unter dieſen Königsnamen nur durch ein einziges oder ganz wenige Inſchriftenfragmente, wie durch Zufall, uns erhalten ſind, und weiter, daß die Ausbeutung der minäiſchen Ruinenſtätten erſt noch im Anfangsſtadium ſich befindet, daß man bisher nur auf der Oberfläche geſucht und gefunden, aber noch gar keinen Verſuch machen konnte dem Boden ſeine Schätze zu entreißen, ſo iſt ohne weiteres klar, daß wir mit den angegebenen Zahlen als mit Minimaldaten rechnen müſſen.

Das Ende des minäiſchen Reiches fällt mit dem Aufblühen des Sabäerreiches zuſammen, ſo daß die Zeit der Selbſtändigkeit des minäiſchen Reiches etwa vom 14. bis zum 7. Jahrhundert vor Chriſtus angenommen werden darf.

Die uns erhaltenen minäiſchen Königsnamen laſſen ſich zum Teil in genealogiſchen Zuſammenhang bringen. Von 20 Königen wiſſen wir genau, daß ſie in größeren oder kleineren Gruppen, in denen der Sohn auf den Vater folgte, zuſammen gehören. Nur drei Könige ſtehen vorläufig ganz außer allem genealogiſchen Zuſammenhang, bei den andern läßt ſich ein ſolcher mit hinreichender Sicherheit nicht nachweiſen.

Sicher der älteren Zeit des minäiſchen Reiches gehören diejenigen Könige an, deren Inſchriften uns die Zugehörigkeit der oben erwähnten nordarabiſchen Landſchaft Mußri oder, wie ſie in den minäiſchen Texten immer heißt, Mußran (mit Artikel) zu demſelben bezeugt iſt. Da aber gerade dieſe Könige nachweislich immer einem größeren genealogiſchen Zuſammenhang angehören, ſo iſt die Zugehörigkeit Mußrans zu Ma'in für mindeſtens 16 Könige, alſo

für etwa 300 Jahre gesichert. Diese Beobachtung ist ein gewichtiges Zeugnis für die zeitliche Ansetzung des minäischen Reiches. Im achten Jahrhundert, von welcher Zeit ab die Assyrer unter Tiglat Pileser III., Sargon, Asarhaddon anfingen, den ganzen Norden Arabiens, vor allem Mußri, unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen, mußte nach der ganzen damaligen Situation diese Provinz längst aufgehört haben, in politischem Zusammenhang mit dem Mutterland zu stehen. So müssen wir die Zeit von spätestens dem zwölften, bis zum neunten Jahrhundert für die Abhängigkeit Mußris von Ma'in annehmen, und diese Zeit ist es gerade, in welcher sie am ehesten verständlich ist. Damals hatte der ägyptische Einfluß auf Nordwestarabien aufgehört und somit war das Feld frei für Ma'in seinen Handelsunternehmungen von Süden nach Gaza und dem Mittelländischen Meer, nach Ägypten, Assur und Ibr naharan einen politischen und militärischen Stützpunkt in der Provinz Mußri zu schaffen.

In diese Zeit der minäischen Geschichte gehört auch die historisch bedeutsamste minäische Inschrift Glaser 1155 (vgl. die Übers. auf S. 15 f.) und ihre Paralleltexte Gl. 1083 u. 1302. In ihr wird ein Ammißaduk als Kabir, d. i. Statthalter von Mußran bezeichnet und von dem glücklichen Verlauf eines Handelszuges nach dem Gestade des Mittelländischen Meeres berichtet. Es wird erzählt, daß die Minäer in Handelsbeziehungen standen mit Ägypten, Assur (Edom) und Ibr naharan (S. 24), in einem gleichzeitigen Text wird auch Gaza als Handelsstation erwähnt. Auf diesem Zug hatten sie kriegerische Abenteuer zu bestehen; auf der Karawanenstraße, zwischen Ragmat (an der Nordgrenze des minäischen Mutterlandes) nach Ma'ân (bei Petra in Nordwestarabien) wurden sie von den Heeren der Sabäer und Chawiläer überfallen, vermochten aber den Feind zurückzuschlagen. Innerhalb Ägyptens kamen sie zwischen zwei feindliche Lager, mitten hinein in die Streitigkeiten zwischen Madhai und Mißr, kamen aber unangefochten wieder aus Ägypten heraus und gelangten heil und wohlbehalten unter dem Schutz der Götter bis zum Gebiet ihrer Stadt Karnâwu.

Dieser Inschrift danken wir den Anstoß zu den wichtigsten Erkenntnissen für die älteste arabische Geschichte. Die oben erwähnten vier nordarabischen Landschaften sind erst durch ihre Angaben wieder in das richtige Licht gerückt worden. Die Existenz der minäischen Provinz Mußri hat durch sie eine gewichtige Bestätigung gefunden. Ein nicht zu unterschätzendes Zeugnis ist sie auch für die An-

erkennung des höheren Alters des minäiſchen gegenüber dem ſabäiſchen Reich. Sie erwähnt die Sabäer auf gleicher Stufe mit dem nordweſtarabiſchen Nomadenſtamm der Chawiläer, ſo daß eine Exiſtenz des Reiches der Könige von Saba zur Zeit unſerer Inſchrift vollſtändig ausgeſchloſſen erſcheint.

Alle uns bisher zugänglichen Texte, die Muṣri und andere nordarabiſche Landſchaften erwähnen, tragen das Datum des Königs Abijadi'a Jathi'u. Dieſer ſcheint ein beſonders mächtiger Herrſcher geweſen zu ſein. Nicht nur, daß wir von ihm eine ganz ungewöhnlich große Zahl von Inſchriften haben, wir hören auch, daß er mit Kataban und Hadhramot Beziehungen gehabt hat. Vielleicht iſt es auch ſein Name, der in dem bibliſchen Abida, dem Sohne Midians (Gen. 25,4) zur genealogiſchen Figur geworden iſt. Dieſe Annahme gewinnt an Wahrſcheinlichkeit, wenn wir bedenken, daß die Kinder Israel durch ein unter minäiſchem Einfluß ſtehendes Muṣri-Midian aus Ägypten nach Kanaan gezogen ſind, und in dieſem Muṣri ganze Partien ihrer älteſten Erinnerung lokaliſiert haben.

Die minäiſchen Texte erzählen ſonſt leider nicht viel von äußeren Ereigniſſen, auch Nachbarvölker und ihre Beziehungen zu Ma'in werden ſelten erwähnt. Um ſo mehr iſt in ihnen von religiöſen, kultiſchen Angelegenheiten die Rede, von Weihungen und Schenkungen an die Götter.

Erſt gegen Ende des Reiches laſſen vereinzelte und indirekte Zeugniſſe den ſchließlichen Verlauf ſeiner Geſchichte erkennen. Von Muṣri hören wir vom 16. König ab gar nichts mehr. Es ſcheint als Durchgangsſtation des Handels ſelbſt zu Macht und Blüte gekommen zu ſein, die Herrſchaft des weitentfernten Mutterlandes abgeworfen und ſich ſelbſtändig gemacht zu haben. Die Situation, in der uns die Keilinſchriften vom achten Jahrhundert ab das Land Muṣri zeigen, fordert dieſe Annahme. Da iſt keine Spur mehr von einem minäiſchen Muṣri erwähnt. Tiglat Pileſer III. (745—727) ſetzt einen arabiſchen Scheich Idibi'il als Statthalter über Muṣri, während das ſonſt Sache des minäiſchen Königs geweſen iſt. Auch die Stellung des Statthalters ſcheint eine ſehr unabhängige geweſen zu ſein. Er revoltierte immer wieder gegen ſeinen Herrn, bald mit Hanno von Gaza, bald mit Hoſea von Israel unter einer Decke ſpielend. Unter Sargon wird dann (721—705) ein „König von Muṣri“ namens Pir'u erwähnt, der gleichfalls gegen Aſſyrien konſpieriert — er nimmt den flüchtigen Jamani von Aſdod bei ſich auf — aber bald zur Unterwerfung gezwungen wird.

Der Abfall der entlegenen mußritiſchen Provinz bezeichnet aber nur den Anfang der nun raſch ſich vollziehenden Auflöſung des minäiſchen Reiches. Schon in der oben mitgeteilten Inſchrift des Königs Abijadi'a Jathi'u, hat ſich der Erbe der minäiſchen Macht und Herrlichkeit angekündigt: das Volk der Sabäer. Dort waren es noch Nomaden, die von der Plünderung der Karawanen lebten und in Aribi-Jareb am nordarabiſchen Djôf ihren Stammesmittelpunkt hatten. In einer ſpäten minäiſchen Inſchrift, die nach dem Könige Tub'i-kariba datiert iſt, ſind ſie ſchon Grenznachbarn des minäiſchen Reiches geworden. Schon damals, vielleicht um 700, muß das minäiſche Reich im Innerſten morſch geweſen ſein: die Inſchriften und Weihungen werden auch in den Schutz der ſabäiſchen Götter geſtellt! Das läßt tief blicken, und verrät einen ſehr dringenden und begründeten Wunſch, die Götter der Sabäer freundlich und gnädig geſtimmt zu wiſſen. Auch andere Nachrichten zeigen uns, daß damals die Zerbröckelung des Reiches immer weiter um ſich griff, daß Ma'in gezwungen war, da und dort zu paktieren, wo es ſonſt zu befehlen hatte.

So dauert es denn nicht mehr lange und wir erleben wieder das alte Schauſpiel, das die großen politiſchen Entwicklungsphaſen von jeher im alten Orient geboten haben: ein innerlich morſches Kulturvolk fällt eindringenden, friſchen Elementen zur Beute.

Die Sabäer ſind wohl im Verlauf des 9. und 8. Jahrhunderts allmählich aus ihren Stammlanden vom nordarabiſchen Djôf nach Süden gezogen, das Vordringen der Aſſyrer im achten Jahrhundert mag dieſe Bewegung beſchleunigt haben. Wir hören, daß Tiglat Pileſer III. und Sargon den Sabäern Tributzahlungen auferlegten. So erzählt Sargon: „Von Pir'u dem König von Mußri, Samſi, der Königin von Aribi, Itamara, dem Sabäer, den Königen am Geſtade des Meeres und der Steppe" empfing ich Tribut. Die Nennung des Sabäers ohne Titel inmitten der Könige zeigt, daß die Sabäer wohl ein Achtung gebietendes Volk damals ſchon waren, daß ſie aber feſte politiſche Organiſation noch nicht beſaßen; der geographiſche Zuſammenhang mit Mußri und Aribi nötigt uns „Itamara den Sabäer" nicht im Yemen, ſondern etwa ſüdlich von Aribi in Centralarabien zu ſuchen.

Die bei Tiglat Pileſer und Sargon erwähnten Königinnen von Aribi, Zabibi und Samſi rufen unwillkürlich die Geſtalt der bibliſchen Königin von Saba (1. Kön. 10) ins Gedächtnis zurück. Königinnen von Saba ſind uns nicht bekannt, ja wir haben kein

Recht, anzunehmen, daß es zu Salomos Zeit überhaupt schon „Könige von Saba“ sollte gegeben haben, das scheint sogar vollständig ausgeschlossen. Wir wissen aber, daß Aribi, eben das Land, für welches uns die beiden Königinnen bezeugt sind, das Stammland der Sabäer gewesen ist. Es liegt nahe anzunehmen, daß der historische Kern, der in jener biblischen Erzählung sicher vorhanden ist, die Gestalt einer Königin von Aribi war, daß es eine poetische Verklärung dieser Figur bedeutet, wenn der Geschichtsschreiber die arabische Königin als Königin von Saba mit all dem Glanz umkleidet, der damals für die alte Welt über Saba, dem mächtig blühenden, an Gold, Edelsteinen, Weihrauch und Myrrhen überreichen Königreiches ausgebreitet lag.

Bald nach Sargons Vordringen gegen Aribi und den Sabäer Itamara müssen die Sabäer in unaufhaltsamem Vordringen an die Grenzen des minäischen Reiches gestoßen sein und vielleicht kaum hundert Jahre später mag Saba zum letzten entscheidenden Schlag gegen Ma'in sich gerüstet haben.

Die sabäischen Nomaden hatten schon auf ihren Streifzügen Fühlung mit der minäischen Kultur gewonnen. In der Zeit dann, als minäische Könige ihre Inschriften dem Schutze der sabäischen Götter empfahlen, hatten die mittlerweile seßhaft gewordenen Sabäer Gelegenheit genug, die minäische Kultur auf sich wirken zu lassen. Ja, noch bevor der letzte, entscheidende Schlag geführt wurde, waren bereits minäische Gebiete wie Naschk, Harim, Kamna den Sabäern anheimgefallen. Es ist somit etwas ganz natürliches, daß die Sabäer, da wo sie das politische Erbe Ma'ins anzutreten sich rüsten, schon im Bann der minäischen Kultur befangen und vorbereitet waren, die Errungenschaften ihrer vielhundertjährigen Entwicklung alsbald im vollen Umfang zu übernehmen.

Die älteste uns zugängliche Periode der sabäischen Geschichte, die sogenannte Mukarribperiode, scheint zum größten Teil mit der Zeit des Niederganges der minäischen Macht zusammenzufallen. Es hat wohl auch schon zu der Zeit, als minäische Könige den Schutz der sabäischen Götter für ihre Inschriften und Weihungen anriefen, sabäische Mukarrib gegeben. Jedenfalls aber ist der große Eroberer Kariba'il Watar, der den Hauptschlag gegen Ma'in geführt hat, einer der letzten Mukarrib gewesen und als unter seinem Sohne das Werk der Unterwerfung Südarabiens auch auf die weiter entlegenen, südlichen Provinzen, speziell Hadhramot ausgedehnt und der ganze Umfang des ehemaligen minäischen Reiches in Südarabien

ſabäiſch geworden war, da hörte Ma'in auf, auch nur dem Namen nach ein Königreich zu ſein, ja es verſchwindet vollſtändig aus dem Intereſſenkreis der ſüdarabiſchen Politik, iſt ein totes Volk, und an ſeiner Stelle iſt nun das Reich der „Könige von Saba" als die Südarabien beherrſchende Macht getreten.

Die ſabäiſche Mukarribepoche bildet alſo den Übergang zu den neuen Verhältniſſen. Über die Bedeutung des Titels „Mukarrib" läßt ſich Sicheres nicht ausmachen. Durch Glaſer wiſſen wir, daß er auch in der erſten Periode der katabaniſchen Geſchichte in Gebrauch war. Aller Wahrſcheinlichkeit nach drückt ſich in ihm die Vereinigung politiſcher und religiöſer Suprematie in einer Perſon aus, eine Erſcheinung, die wir ja auch anderweitig (man denke an Melchiſedek von Salem) in der Geſchichte ſemitiſcher Völker kennen.

Die Reſidenz der ſabäiſchen Mukarrib ſcheint Sirwach geweſen zu ſein; denn dort haben ſich die wichtigſten Denkmäler jener Zeit gefunden. Aus den Inſchriften kennen wir zehn ſabäiſche Herrſcher, die den Titel Mukarrib geführt haben, wir müſſen alſo für dieſe Periode eine Dauer von mindeſtens 250 Jahren annehmen.

Als die Sabäer den ganzen Machtbereich des ehemalig minäiſchen Reiches ſich unterworfen hatten und dadurch zur Vormacht in Südarabien geworden waren, haben ihre Herrſcher angefangen, ſich den Titel „König von Saba" beizulegen. Auch ein Wechſel der Reſidenz iſt bald erfolgt, von Sirwach in einer der wildeſten, unfruchtbarſten Gegenden von ganz Arabien gelegen, iſt ſie nach Marib am Ufer des waſſerreichen Wadi Dhenne verlegt worden.

Für die Periode der „Könige von Saba" dürfen wir etwa 400 Jahre in Anſpruch nehmen, wir können bis heute 17 Herrſcher, die dieſen Titel führen, inſchriftlich nachweiſen, müſſen aber auch hier der ſelbſtverſtändlichen Möglichkeit Raum laſſen, daß neue Funde auch neue Königsnamen bringen. Da aller Wahrſcheinlichkeit nach das Jahr 115 v. Chr. der Beginn einer neuen Ära in Südarabien als Endpunkt dieſer Periode angenommen werden muß, ſo können wir bei einer Dauer von rund 400 Jahren ihren Anfang um 550 v. Chr. anſetzen.

Dieſer Abſchnitt der ſabäiſchen Geſchichte iſt für die politiſche Entwicklung Südarabiens von beſonderer Bedeutung geweſen. Das ſabäiſche Reich hat in ihm viel gewonnen, aber noch viel mehr verloren.

Die Könige von Saba haben in unaufhörlichen Kämpfen weiter gearbeitet an dem bereits von den Mukarrib begonnenen Werk der

dauernden Unterwerfung aller südarabischen Stämme, die Inschriften berichten ausführlich von Kämpfen mit Hadhramot und Kataban. Die Festigung und Ausbreitung der politischen Macht Sabas hat also in dieser Periode immer größere Fortschritte gemacht.

Andererseits aber hat Saba gerade in dieser Periode eine gewaltige Einbuße erlitten in dem Verlust des Monopols für den Zwischenhandel von Indien nach Ägypten und den Mittelmeerländern, der mehr als 1000 Jahre die stärkste Wurzel der Kraft der südarabischen Reiche, die unversiegliche Quelle ihres märchenhaften Reichtums gewesen ist. Den Versuch Alexanders des Großen, Babylonien durch Erschließung eines direkten Handelsweges nach Indien zur weltbeherrschenden Handelsmetropole zu machen, hat sein schneller Tod nicht zur Ausführung kommen lassen. Was aber Alexander nicht erreichen konnte, ist den Ptolemäern gelungen, sie haben den Seeweg um Arabien herum freigelegt und ihn durch zahlreiche Stationen vom arabischen Meerbusen bis zum persischen Golf gesichert. So ist die Vermittlung des indischen Handels, die Quelle und Stütze der südarabischen Macht, dauernd von Saba genommen worden und an Alexandria übergegangen.

Für Saba war das der empfindlichste Stoß, der es hatte treffen können. Im Norden hatte Südarabien längst aufgehört entscheidenden Einfluß zu üben. An die Stelle der minäischen Mußriten waren von der Mitte des siebenten Jahrhundert die Kedar und Nebajot getreten. Diese sind von den Salamiern abgelöst worden, bis um 200 v. Chr. die Nabatäer für etwa 300 Jahre ihr Reich in Mußri aufrichteten. Der Norden leistete jetzt dem Süden keine Vermittlerdienste mehr, er stand unter assyrischer Oberhoheit und hielt Assyrien den Weg nach Ägypten offen. Soweit ihm aber Assyrien freie Hand ließ, folgte er eigenen Interessen. Kedar und Nebajot streiften nach Norden, drangen in Juda ein, Edom, Moab und Ammon halten sie stetig in Atem. Assurbanipal trieb sie wohl verschiedene Male zurück und auch von Nebukadnezar hören wir, daß er gegen die Kedar gezogen und ihre Festung Chaßor geschleift hat. Doch waren diese Strafexpeditionen nie von dauernder Wirkung. Sobald der Druck nachließ, gingen die Raubzüge wieder von vorn an.

Von dieser Entwicklung blieb der Süden Arabiens völlig unberührt. Die Fäden sind zerschnitten, die seit alter Zeit den Norden mit dem Süden verknüpft hatten. Beide haben jetzt getrennte Lebensinteressen, getrennte Entwicklung.

Am Ausgang der Zeit der „Könige von Saba“ bereitet sich eine neue Umgestaltung der Verhältnisse vor. Nach langen, das ganze Land erschütternden Kämpfen geht die Vorherrschaft in Südarabien aus den Händen der Sabäer über in die der Himjaren, eines Volksstammes, der ursprünglich die äußerste Südwestecke Arabiens inne hatte.

Die Himjarenkönige führen auch weiterhin als Haupttitel den eines Königs von Saba, denn das sabäische Reich ist es ja, über das auch sie herrschen, doch haben sie ihm durch den Zusatz des Namens ihrer Stammburg ein eigenes Gepräge gegeben. Jetzt, etwa 115 v. Chr. beginnt die Periode der „Könige von Saba und Raidan.“ Hand in Hand geht damit das Aufhören des Königreichs von Kataban.

Dieser Abschnitt der südarabischen Geschichte dauert bis etwa 300 n. Chr. Wir kennen 26 Könige dieser Zeit aus den Inschriften. Für diese und die nachfolgende Epoche sind wir dank den Datierungen, welche einzelne der hierher gehörigen Inschriften tragen, in der Lage die Ereignisse mit einiger Genauigkeit chronologisch anzusetzen.

Von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung der südarabischen Verhältnisse war das allmähliche Wiedereindringen der zur Zeit der Könige von Saba nach Afrika ausgewanderten Habaschiten oder Abessynier. Schon im ersten Jahrhundert v. Chr. haben sie an der arabischen Küste festen Fuß gefaßt und dadurch einem ständigen Eingreifen in die Gestaltung der südarabischen Politik Bahn gebrochen.

Kaum hundert Jahre nach der Eroberung Sabäas durch die Himjaren, im Jahre 26 v. Chr. haben die Römer den ersten und einzigen Versuch gemacht auch Südarabien sich zu erschließen. Augustus hatte seinen Feldherrn Aelius Gallus zur Eroberung Arabiens ausgesandt, die märchenhaften Reichtümer Sabas, die in der ganzen alten Welt sprichwörtlich geworden waren, lockten ihn an. Die Expedition ist vollständig mißlungen, sie ist im Sand der Wüste verlaufen und hat auf Jahrhunderte hinaus Südarabien vor weiteren Invasionen einer gewappneten Macht durch ihr warnendes Beispiel geschützt.

Die Habaschiten, selbst ursprünglich Araber, kamen nicht so wohl als Eroberer, sondern als einwanderndes Volk nach Arabien zurück und allmählich wurden sie zum beherrschenden Element.

Als sie die politische Gewalt an sich gerissen hatten, etwa um 300, beginnt die vierte und letzte Periode der sabäischen Geschichte

und mit ihr nochmals eine gewaltige Erweiterung des ſabäiſchen Machtbezirks. Die Könige nennen ſich jetzt „Könige von Saba und von Raidan, von Hadhramot und Yemen.“ Der ganze Yemen war nun ſabäiſch, ja bis nach Leuke Come reicht der ſabäiſche Einfluß.

Auch dieſe Periode iſt mit inneren Kämpfen ausgefüllt, die Erhaltung des nur äußerlich zuſammengekitteten großen Reiches iſt auf die Dauer nicht möglich.

Was dieſe Zeit für uns aber in beſonderem Maße intereſſant macht, das ſind die geiſtigen Mächte, die nun auf dem alten Boden der mehr als tauſendjährigen ſüdarabiſchen Kultur ſich zur Geltung zu bringen ſuchen.

Nach der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus waren von den nach allen Richtungen der Windroſe ſich zerſtreuenden Juden auch große Scharen nach Südarabien eingewandert. Es gelang ihnen bald zu Anſehen und Einfluß zu gelangen. Es lag in der Natur des Judentums, daß ſie ſich mehr an die handeltreibende Bevölkerung der Städte wandte, während die alten Adelsgeſchlechter, die herrſchende Partei, an der alten, heidniſchen Religion feſthielten. Mit dem Judentum und dem durch dasſelbe neubelebten Erwerbs- und Unternehmungsgeiſt war eine neue Blütezeit für Südarabien gekommen. Die Himjaren erſtarkten wieder und vermochten es, freilich nur für kurze Zeit, der abeſſyniſchen Eindringlinge ſich zu entledigen und ein neues Reich, ein jüdiſch-ſabäiſches aufzurichten, deſſen bekannteſter Vertreter, der ſagenumwobene König Dhu Nuwas iſt.

Dieſer Einfluß des Judentums wäre nicht verſtändlich, wenn die Himjaren in ihm nicht einen Rückhalt gegen die immer wieder drohenden Abeſſynier geſehen hätten und gegen die hinter dieſen ſtehenden chriſtlichen Großmächte Ägypten und Byzanz, welche längſt ſchon nach den Schätzen Sabäas lüſtern waren.

Freilich mit Waffengewalt war in Arabien wenig auszurichten, das hatte der klägliche Ausgang der Expedition des Aelius Gallus hinreichend gelehrt. Das Ziel iſt aber auf andere Weiſe erreicht worden, wenn auch nur für kurze Zeit. Das Mittel dazu war das Chriſtentum. Schon frühzeitig hatte dasſelbe von Ägypten aus in Abeſſynien Eingang gefunden und war von dort aus nach Südarabien getragen worden. Dort trat es bald in Gegenſatz zu der dem Judentum ergebenen herrſchenden Klaſſe. Die chriſtliche Legende erzählt bluttriefende Geſchichten von den Verfolgungen, denen die Anhänger des Chriſtentums von Seiten der jüdiſchen Herrſcher, beſonders des Dhu Nuwas ausgeſetzt waren. Mögen dieſe Berichte

auch ſtark tendenziös gefärbt ſein, ſo viel iſt gewiß, daß der Gegenſatz ein ſehr ſtarker war und daß einem chriſtlichen Eroberer in den unterdrückten ſüdarabiſchen Chriſten die thatkräftigſte Stütze erwachſen mußte.

So ſehen wir in der That mit dem letzten jüdiſchen König Joſeph Dhu Nuwas im Jahre 525 das jüdiſch-ſabäiſche Reich einem erneuten, diesmal planmäßig vorbereiteten, von Byzanz aus unterſtützten Anſturm der chriſtlichen Abeſſynier erliegen. Freilich dauerte die abeſſyniſche Herrlichkeit in Südarabien nicht lange; von vier Königen weiß die Überlieferung, nur einer iſt inſchriftlich bezeugt. Jetzt waren es die heidniſch gebliebenen alten Adelsgeſchlechter, die eine Neuordnung der Verhältniſſe herbeiführten. Sie riefen die Perſer ins Land, die denn auch um 575 die abeſſyniſche Herrſchaft ſtürzten, dafür aber freilich eigene Statthalter im Yemen einſetzten. Lange hat auch dieſer Zuſtand nicht gedauert. Kaum 50 Jahre ſpäter hat der Islam auch Südarabien in ſeine Kreiſe gezogen und unter dem Banner des Propheten iſt dann auch bald die ganze arabiſche Halbinſel zu einem großen durch Raſſen- und Religionseinheit natürlich und dauernd gefeſtigten Reich zuſammengefügt worden.

Litteratur.

Glaſer, Ed., Skizze der Geſchichte und Geographie Arabiens von den älteſten Zeiten bis zum Propheten Muhammed. 1889. (Band I [Geſchichte] nicht im Buchhandel erſchienen).

Die Abeſſynier in Arabien und Afrika. München 1895.

Hommel, Fritz, Altisraelitiſche Überlieferung. München 1897.

Der Geſtirndienſt der alten Araber und die altisraelitiſche Überlieferung. München 1901.

Vier neue arabiſche Landſchaftsnamen im Alten Teſtament. München 1901.

Das Land der Königin von Saba. Im Auguſtheft der Deutſchen Rundſchau, 1901.

Weber, Otto, Studien zur ſüdarabiſchen Altertumskunde I, in „Mitteilungen der Vorderaſiatiſchen Geſellſchaft 1901, I."

Winckler, Hugo, Altorientaliſche Forſchungen. 1. Reihe. S. 24 ff., 195, 337.

Mußri, Melucha, Ma'in in „Mitteilungen der Vorderaſiatiſchen Geſellſchaft" 1897, I. IV.

Das alte Weſtaſien in Helmolts Weltgeſchichte, III, 1. Seite 228—248.

Keilinſchriften und Altes Teſtament. 3. Aufl. I. S. 136 ff. Berlin, im Erſcheinen.

Himmels- und Weltenbild der Babylonier

als

Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker

Von

Dr. Hugo Winckler
Privatdozent an der Universität Berlin

Mit zwei Abbildungen

3 - 1 ... 2/3

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Digitized by Google

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 2/3.

Seit man begonnen hat sich um das Geistesleben der außerhalb der eigentlichen Mittelmeerkultur stehenden Völker zu bekümmern, hat sich immer mehr die Thatsache aufgedrängt, daß die Anschauungen über die nicht unmittelbar sinnlichen Eindrücke, über rein geistige Fragen, in einer merkwürdigen Weise übereinstimmen. Je mehr man von den Überlieferungen namentlich noch reiner Naturvölker sammelte, um so auffälliger traten die Übereinstimmungen hervor, und es ist heute Gemeingut des Volkswissens, daß die Sintflut-Sage sich so ziemlich über den ganzen Erdball verbreitet findet, wenigstens bei allen Völkern, die überhaupt eine Anschauung und Überlieferung über die Dinge der nur sinnlichen, unmittelbaren Umgebung hinaus entwickelt haben. Dem Kenner der verschiedenen Mythologien und sonstigen Lehren primitiver Völker über den Ursprung der Dinge und die Ordnung des Weltalls ist es kaum noch auffällig, wenn er an den ganz entgegengesetzen Punkten der Erde dieselbe Sage nicht nur dem Grundgedanken sondern auch der Einkleidungsform nach wiederfindet, und wenn namentlich, wie häufig oder fast gewöhnlich der Fall, der in der einen Überlieferung scheinbar bedeutungslos oder sogar unverständlich gewordene Zug durch die bei einem anderen Volke erhaltene Wendung seine Erklärung und Begründung findet, sodaß erst die Zusammenstellung beider das Erfassen des eigentlichen Sinns ermöglicht. Diese Thatsache ist so gewöhnlich und zwingt sich selbst der oberflächlichen Betrachtung so nachdrücklich auf, daß selbst die weitgehendste Zweifelsucht sich ihr nicht verschließen kann. Um so schwieriger gestaltet sich aber die Frage nach der Erklärung solcher Erscheinungen, die den gewöhnlichen Vorstellungen von der Stellung unserer eigenen Kultur zum übrigen Erdenball rätselhafter erscheinen müssen als der naiven Anschauung von der Ableitung des Menschengeschlechts von Noahs drei Söhnen.

Eine Betrachtung des Geisteslebens der Naturvölker in diesem Zusammenhange verdanken wir in erster Linie dem unermüd-

lichen Sammelfleiße und der tief eindringenden Betrachtungsweise A. Baſtian's. Von ihm rührt auch die Erklärung her, welche für die merkwürdigen Parallelerſcheinungen bis jetzt hat dienen müſſen und nach dem Standpunkte der Wiſſenſchaft allein dienen konnte. Wenn gleiche Anſchauungen bei den Völkern unſeres Kulturbereichs, bei den altorientaliſchen und klaſſiſchen wie bei oſtaſiatiſchen, der Bevölkerung der Südſee und denen Amerikas — und zwar den alten Kulturvölkern Südamerikas wie den Stämmen des Nordens — ſich fanden, ſo kann man nach den Vorſtellungen, die man ſich über die Zuſammenhänge oder beſſer den Mangel an Zuſammenhängen zwiſchen allen dieſen Völkern bis jetzt noch machen muß, zunächſt keine andere Erklärung auf Grund der Vorausſetzung einer natürlichen Entwicklung menſchlicher Vorſtellungen zulaſſen, als die, daß es ſich hierbei um eine Weiterbildung der dem Menſchen angeborenen Grundlagen ſeines Denkens und ſeiner geiſtigen Bedürfniſſe handelt. Wie er gewiſſe materielle Bedürfniſſe in zwar dem Klima und den ſonſtigen Vorausſetzungen ſeines Landes angepaßter, aber doch im Weſen gleicher Weiſe befriedigt und ſo ſeine Kultur in materieller Hinſicht ausbildet, ſo hätte man ſich den gleichen Entwicklungsgang auch in geiſtiger Hinſicht zu denken. Baſtian nannte das die Völkeridee.

Das würde auch genügen, um die Gemeinſamkeit der Vorſtellungen ſelbſt zu erklären, namentlich ſoweit dieſe durch die umgebende Welt ſelbſt an die Hand gegeben werden. Sehr bedenklich wird eine ſolche Annahme aber ſchon, wenn nicht der Gedanke ſelbſt, ſondern ſein Ausdruck, wenn die Form gleichartig erſcheint, und ſie kann nicht mehr zur Erklärung ausreichen, wenn dieſe Form gar nicht das Weſen der Sache ſelbſt trifft, wenn ſie von den natürlichen Erſcheinungen ihrer jetzigen Heimat, die ſie erklären ſoll, nicht mehr hervorgerufen ſein kann, ja vielleicht im Widerſpruch zu ihnen ſteht. Am deutlichſten wird das vielleicht, wenn wir die Mythologie und Sage heranziehen. Daß der „gute Geiſt“ und der „böſe Geiſt“ als Gottheiten des Lichtes und der Finſternis, der Ober- und Unterwelt erſcheinen, kann leicht als Völkeridee begriffen werden. Wenn aber beiſpielsweiſe die oberſte Gottheit, der „Allvater“, die Eigenſchaften einer Mondgottheit in einer Mythologie zeigt, die ihn gar nicht als Mond kennt, ſondern ſein Weſen mit ganz anderen Erſcheinungen in Zuſammenhang bringt, ſo muß man von der Völkeridee abſehen und kann nur noch die Entlehnung, die Herübernahme aus einer anderen Mutter-Mythologie, annehmen. Daß die

Jahreswende Gegenstand einer Festfeier wird, ist in natürlichen und allgemein menschlichen Voraussetzungen begründet; wenn sie aber überall als Narrenfest begangen wird, wo die „verkehrte Welt“ gespielt wird, wenn man einen Narrenkönig, gefahren auf einem auf Räder gesetzten Schiffe, dem car naval, zum Herren des Festes wählt und allerhand Mummenschanz treibt, so wird auch bei weitestgehender Ausdehnung der Völkeridee eine Ableitung aus den allgemeinen Voraussetzungen zur Unmöglichkeit.

Eine bezeichnende Eigenschaft aller Mythologien und sonstigen Legenden führt auf die Spur der gemeinsamen Mutter. Überall ist es möglich, die Beziehung der einzelnen Lehren auf die Bewegung der Gestirne nachzuweisen. Der Ursprung der Mythen ist also astral und wie groß auch die Verschiedenheit der Einkleidungsformen im einzelnen sein mögen, immer ist zu erkennen, daß demjenigen, welcher ihnen ihre Form verliehen hat, dem Dichter, noch die Beziehung seiner Lehre zu den Erscheinungen des Sternenhimmels mehr oder minder klar gewesen ist.

Die Mythologie ist den ersten Kulturstufen der Menschheit Religion d. h. die Erklärung des Weltalls mit allen seinen sinnlichen und übersinnlichen Erscheinungen, die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung und Wesen der Dinge. Die Religion ist aber durchaus nicht bei allen Völkern Gestirnreligion, im Gegenteil setzt diese letztere bereits eine hoch entwickelte Kulturstufe voraus. Die Beobachtung der Gestirnbewegungen und ihre Ausbildung zu einer besonderen Wissenschaft und Lehre, wie sie Vorbedingung für eine darauf gegründete Religion als Lehre vom Weltall ist, kann nur in großen Kulturmittelpunkten und in langen Zeiträumen das Ergebnis des Fleißes von Generationen und eigens dazu bestellten Pflegern bilden. Ein Menschenleben reicht nicht aus, um Beobachtungen am Gestirnumlauf zu machen, welche gestatteten, ein System darüber aufzustellen, das z. B. sich Rechenschaft — sei sie welcher Art sie wolle — über Mond und gar Sonnenfinsternisse gäbe.

Eine nur oberflächliche Betrachtung der meisten Religionen zeigt zudem einen inneren Widerspruch. Der astrale Gehalt ihrer Mythen und Lehren, das ganze Weltsystem in seiner tief durchdachten und verwickelten Durchbildung verträgt sich nicht mit der ganzen Kulturstufe des Volkes und entspricht in keiner Weise den gebräuchlichen Kultformen und maßgebenden Vorstellungen von Göttern und Welt. Auch das zwingt wieder zu der Erklärung der höheren astralen Lehren als einer Entlehnung von anderswo, die den Vorstellungen einer

tieferen Kulturstufe aufgepfropft und mit ihnen nur ausgeglichen ist, ohne daß eine vollständige Umwälzung der Vorstellungen stattgefunden hätte. Eine entsprechende Erscheinung zeigt sich auch auf dem Gebiete unserer eigenen Kultur. Es ist bekannt, wie das Christentum im Abendlande bei seiner ersten Verbreitung mit den vorgefundenen heidnischen Kulten und Vorstellungen hat rechnen müssen, und wie namentlich in Sitten und Gebräuchen bis auf unsere Zeit Vieles der rein geistigen Religion Widerstand geleistet hat. Das bekannteste Beispiel ist wohl die deutsche Form der Feier des Weihnachtsfestes.

Einen solchen Widerspruch zeigt schon im alten Orient die ägyptische Religion. Die Gestalten ihrer Götter mit ihren Tierköpfen und den als Gottheit verehrten Tieren: Stier, Affe, Krokodil, Nilpferd u. s. w., sind Vorstellungen einer anderen Kulturstufe als die ist, welche in den Tempellehren und in der Wissenschaft der Ägypter zum Worte kommt. Dieser Widerspruch ist bereits dem klassischen Altertum zum vollen Bewußtsein gekommen und hat Veranlassung zu gleichem Spotte gegeben, wie sie rein rationalistische Aufklärung wohl auch an Formen unserer Kulte geübt hat, denen sie ebenso wenig historisches Verständnis entgegenbrachte, wie der Grieche und Römer dem alten Orient. Ein anderes Beispiel zeigt die mexikanische Religion, deren grauenhafte Götterfratzen und teilweise scheußliche Kultbräuche (Menschenopfer) nicht aus derselben Wurzel entsprossen sein können, wie die hoch entwickelte Kalender- und Himmelswissenschaft, von der die Inschriften und Bücher zeugen.

Der Ursprung einer Welten- und Götterlehre, welche auf die Gestirne gegründet ist, kann nur dort gesucht werden, wo eine Gestirnreligion bezeugt ist, und wo die Astronomie eine dementsprechende Pflege und Entwicklung gefunden hat. Die Wiege der Astronomie ist aber nach einer nie verloren gegangenen Überlieferung das alte Babylonien gewesen. Das klassische Altertum hat das durch die Alexandrinische Wissenschaft noch anerkannt und die Abzweigung nach den Kulturländern des Ostens — Indien und China — ist gleichfalls durch die neueren Feststellungen außer Zweifel gesetzt. Ebenfalls in Babylonien, dessen Lage zugleich einer Ausstrahlung nach Osten wie nach Westen am günstigsten ist, haben wir aber auch das Land der eigentlichen und ausgesprochenen Gestirnreligion. Dem Babylonier offenbart sich jeder Gott und jede im Weltenall und dem Wirken der Natur sich bethätigende Kraft in den Gestirnen. Die Hauptgötter, welche den Namen der betreffenden Gestirne selbst führen, sind ihm Mond und Sonne, sowie die fünf Planeten. Seine

ganze Anſchauung vom Walten der Götter und von deren Wirkſamkeit im übrigen Weltenall, in den Erſcheinungen des Naturlebens, iſt auf die Lehre gegründet, daß die Götter ſich ſichtbar vornehmlich in den Geſtirnen offenbaren.

Die Feſtſtellung der babyloniſchen Himmels- und Götterlehre liefert daher den Schlüſſel zu den Mythologien und Sagen aller Völker, ſoweit dieſe überhaupt ein feſtes in ſich geſchloſſenes und tiefer durchdachtes Syſtem zeigen. Dieſe Annahme ſteht, wie geſagt, vorläufig noch in ſtarkem Widerſpruche zu den Vorſtellungen, die ſich der moderne Menſch von dem Werdegang der Kultur vor der Entdeckung der „neuen Welt“ macht. Die Thatſache läßt ſich aber nur verkennen, wenn man die Augen abſichtlich ſchließt und überhaupt vermeiden will, den Grund der Erſcheinung zu erforſchen. Wie die Wanderung und Ausbreitung ſtattgefunden hat, liegt vorläufig für uns, wenigſtens betreffs eines großen Teiles des Erdenballs, im Dunklen. Eine nur geringe Überlegung fügt freilich ſofort hinzu, daß wir auch von allen übrigen Fragen über die Vergangenheit derſelben Länder nichts wiſſen, daß unſer Nichtwiſſen aber wiſſenſchaftlicher Betrachtungsweiſe nicht die freilich vom Kulturmenſchen gern angemaßte Berechtigung giebt, ein Nichtvorhandenſein zu folgern. Die Wiedererſchließung des Alten Orients zwingt uns die Vorſtellungen von Weltgeſchichte, in denen der heutige Kulturmenſch noch aufgewachſen iſt, völlig umzugeſtalten. Das leuchtet auf den erſten Blick ein, wenn man die bloßen Zeiträume vergleicht. Die altorientaliſche Geſchichte beginnt ſchon jetzt für uns um etwa 3000 v. Chr., das bedeutet eine Verſchiebung des Anfanges der Kenntnis von unſerer Kultur um das Doppelte. Mit anderen Worten heißt es, daß der frühere Anfang — die Kindheit des Hellenentums — jetzt in die Mitte zu liegen kommt. In gleicher Weiſe werden wir aber auch unſere Vorſtellungen über die Bedeutung des Raumes in der Geſchichte umzugeſtalten haben. Der Verkehr und die Berührungen der Völker erſcheinen uns noch immer als Errungenſchaften unſerer modernen Kultur. Die Formen dieſes Verkehrs mögen neu ſein, wie die techniſchen Errungenſchaften unſerer Zeit. Das Altertum hat aber ſeinerſeits mit ſeinen unvollkommenen techniſchen Werkzeugen Leiſtungen geſchaffen, vor welchen die Neuzeit ebenſo als vor Rätſeln ſteht, wie europäiſcher Gewerbefleiß die Überlegenheit der oſtaſiatiſchen Kulturen und oft unziviliſierter Völker in Einzelleiſtungen anerkennen muß. Wenn die ausgebreitete Kenntnis der Naturvölker und eine vorurteilsloſe wiſſenſchaftliche Würdigung ihrer Leiſtungen und Begabung durch

die Ethnologie den Europäer längſt nicht mehr in dem Lichte der Selbſtverherrlichung erſcheinen läßt, in der ſich der Durchſchnittsmenſch von heute wohl noch immer unter der Nachwirkung des engen Geſichtskreiſes früherer Zeit gefällt, ſo findet dieſe ethnologiſche Betrachtungsweiſe ihre Ergänzung und Beſtätigung durch die den Werdegang aller Völker und beſonders eines früher unbekannten und ungeahnten Altertumes in Anſchlag bringende hiſtoriſche Betrachtungsweiſe.

Der Horizont der „Weltgeſchichte“ war bisher zeitlich der von etwa dem 6. vorchriſtlichen Jahrhundert bis auf die Neuzeit, und räumlich der der klaſſiſchen und modernen weſteuropäiſchen Völker. Eine wirkliche Kenntnis auch nur des mittelalterlichen Orients hat es nie gegeben, ſelbſt heute giebt es keine wiſſenſchaftliche Verarbeitung des Islams, welche deſſen Rolle gegenüber dem mittelalterlichen Europa und überhaupt in der Entwicklung der Menſchheit zu würdigen ermöglichte. Noch nicht einmal ein Anfang iſt damit gemacht. So beſchränkt alſo die Welt dieſer „Weltgeſchichte“ zeitlich und räumlich iſt, ſo falſch mußte auch die Vorſtellung werden, die ſie über die Bedeutung von Raum und Zeit in der Entwicklung des Menſchengeſchlechtes hervorrief. Wie irrig der Grieche und Römer über die früheren Kulturvölker und über die „barbariſche“ zeitgenöſſiſche Welt dachte, iſt bekannt. Auch der moderne Durchſchnittseuropäer ſteht aber — den veränderten Verhältniſſen entſprechend — auf einem vielleicht nicht höheren Standpunkt.

So wird auch der Vorurteilsloſe und der Belehrung Zugängliche ſtaunend fragen, wie man es ſich erklären ſoll, wenn Theorien, welche das Babylonien des 4. und 3. vorchriſtlichen Jahrtauſends entwickelt hat, ſich bei den Slaven des 12. nachchriſtlichen Jahrhunderts wiederfinden, in einer Zeit, wo die altorientaliſche Kultur ſeit zwei Jahrtauſenden den Schlaf unter ihren Ruinenhügeln ſchlief; wie man ſich die Wanderungen gar zu den Völkern der „neuen Welt“ denken ſoll, wo noch in unſeren Tagen Legenden geſammelt werden, für welche der gleiche Urſprung nicht bezweifelt werden kann: die Erklärung, die Feſtſtellung des Weges und der Mittel der Entlehnung iſt uns vor der Hand verſagt, die Thatſache ſelbſt ſteht feſt. Der menſchliche Geiſt iſt in den Geiſteswiſſenſchaften leicht geneigt, Dinge zu bezweifeln, die ihm in ihren Zuſammenhängen nicht klar ſind. Die Technik und Naturwiſſenſchaft können durch den Augenſchein und den Erfolg den Beweis der Wahrheit führen. Begriffen aber iſt das Weſen der Elektrizität auch noch nicht, und

die Entfernungen und Zeiträume, welche die Aſtronomie lehrt, faßt ebenfalls keine menſchliche Vorſtellungskraft.

Das muß vorausgeſchickt werden, um die Bedeutung zu veranſchaulichen, welche die Kenntnis gerade der babyloniſchen Kultur für eine geſchichtliche Auffaſſung des Entwicklungsganges der Menſchheit hat. Iſt bereits die politiſche Geſchichte der Euphratländer ein wichtiger Teil deſſen, was man mit Recht Weltgeſchichte nennen kann, ſo wird in dem geſchilderten Zuſammenhang die Wichtigkeit der babyloniſchen Religion und ihrer Vorſtellungen für alle noch nicht von der modern-europäiſchen oder der chriſtlichen Weltauffaſſung berührten Völker klar. Religion im Sinne des Orients iſt die Erklärung alles deſſen was iſt, alſo eine Weltauffaſſung. Wenn die Weltanſchauung aller Völker, welche überhaupt angefangen haben, ſich Rechenſchaft über ihr und ihrer Umgebung Daſein zu geben, von der babyloniſchen berührt worden iſt, ſo kommen wir ſchließlich dazu, überhaupt nur zwei Weltanſchauungen zu unterſcheiden, welche die Menſchheit in ihrer geſchichtlichen Entwicklung kennt: die altbabyloniſche, deren Weſen uns hier beſchäftigt, und die moderne, empiriſch-naturwiſſenſchaftliche, welche erſt in der Entwicklung begriffen iſt, und mit der alten auch noch auf manchen Gebieten des modernen Geſellſchaftslebens im Kampfe liegt.

Weltanſchauung und Religion iſt für den alten Orientalen eins, die Religion offenbart ihm durch die Götter und in ihrem Walten alle Rätſel der ſinnlichen und überſinnlichen Welt. Wenn aber die babyloniſchen Götter ſich hauptſächlich in den Sternen verkörpern, ſo iſt damit ſchon der Himmel und ſein Bild als das große Buch gegeben, aus welchem der babyloniſche Prieſter die Erklärung aller an den Menſchen herantretenden Fragen herausliest. Es iſt bekannt, daß die Aſtrologie bis zum Siege der modernen Weltanſchauung die Schweſter der Aſtronomie geweſen iſt. Beſſer muß man ſagen: beide ſind urſprünglich eins geweſen, denn die Aſtrologie iſt die Anwendung der Beobachtung der Geſtirne auf alle übrigen an den Menſchen herantretenden Fragen. Das Wiſſen iſt dem naiven Menſchenempfinden nicht Selbſtzweck, nur angewandte Wiſſenſchaft hat ihm Wert. Wenn er die Sterne beobachtet, ſo thut er es, um aus ihnen zu erfahren, was geſchehen wird. Denn da die Sterne die ſichtbare Offenbarung der Götter ſind, ſo kann man aus ihren Bewegungen das Verhalten der Götter, als der das Weltall regierenden Mächte erſchließen, und danach beſtimmen, was geſchehen muß. Die Aſtrologie iſt alſo in dieſem Sinne nicht nur kein Aberglaube, ſondern

ſie iſt die grundlegende Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, welche den Grund zu allem menſchlichen Erkennen bildet und die erſten wie letzten Fragen zu löſen befähigt. An die Geſtirne als die Verkünder des göttlichen Willens und Waltens hat die Menſchheit bis zum Anbruch der neuen Zeit geglaubt, erſt die Entdeckungen eines Copernicus und Keppler haben die Herrſchaft der Aſtrologie geſtürzt — ein Beiſpiel, wie lange die babyloniſche Weltanſchauung lebendig geblieben iſt.

Götter-, Himmels- und Weltenlehre ſind auf dieſe Art für die babyloniſche Auffaſſung eins. Es wäre völlig falſch, in ihren Göttern nur die Geſtirne — Mond, Sonne, Planeten u. ſ. w. — zu erblicken. Die Gottheit iſt auch ihnen eine geiſtige Macht, die ſich nur in den einzelnen Teilen der Schöpfung, im Walten der Natur, und in allen Erſcheinungen der ſinnlichen Welt offenbart. Die Geſtirne ſind dieſe vornehmlichſte Offenbarung, nicht aber die Gottheit ſelbſt oder allein. Die vielfältigen Kultformen und Göttererſcheinungen mit ihren zahlloſen Namen, wie ſie an den verſchiedenen Orten verehrt werden, werden doch immer auf dieſelben Grundbegriffe zurückgeführt und in Wahrheit ſind es nur wenige Naturmächte oder Gottheitsbegriffe, die immer wieder in dieſen vielfältigen Götterperſonen verkörpert werden. Ein ſchönes Beiſpiel hierfür liefert die Erklärung, welche eine aſſyriſche aſtronomiſche Tafel, im 7. Jahrhundert v. Chr. geſchrieben, von dem Weſen der Götter und ihrer Verkörperung in den Planeten giebt. Wie wir noch ſehen werden, ſind die vier Planeten: Mercur = Nebo, Juppiter = Marduk, Mars = Ninib, Saturn = Nergal. Die Tafel erklärt nun:

„Wenn der Stern des Marduk-Juppiter im Aufgehen iſt (d. h. niedrig am Horizonte ſteht), iſt er Nebo; wenn er [Zahl abgebrochen] Doppelſtunden („Stundenbogen") hoch ſteht, iſt er Marduk; wenn er in der Mitte des Himmels ſteht („culminirt"), iſt er der Nibiru (d. h. der Durchgang, der Gott, welcher durch die Mittagshöhe geht, d. i. ebenfalls ein Name Marduks und der Planeten überhaupt)".

Der Planet Juppiter iſt und bleibt der Juppiter, er mag hoch oder tief am Himmel ſtehen. Der Text hat daher den Erklärern große Schwierigkeiten verurſacht, und doch iſt ſeine Deutung ſehr einfach, wenn man das geiſtige Weſen der babyloniſchen Gottheiten erkannt hat. Es ſteht nicht etwa da: Der Planet Marduk-Juppiter iſt der Planet Nebo-Mercur, ſondern: der Stern des Gottes Marduk iſt der Gott Nebo und der Gott Nibiru. Der Sinn iſt alſo: je nach der Stelle, welche der Planet am Himmel einnimmt, offenbart ſich in

ihm eine andere Macht und wirkt er mit einer anderen Kraft. Die weitere Vorstellung, welche zu Grunde liegt, wird uns noch klar werden.

Die göttliche Macht ist also nicht mit dem Weltenkörper gleichbedeutend, in dem sie sich wirksam zeigt. Sie besteht unabhängig von ihm und äußert sich auch in andern Erscheinungen des Weltalls. Zunächst am Himmel und an der Erde selbst, dann aber auch in den einzelnen Erscheinungen und Gegenständen der Natur. Den einzelnen Göttern gehören ihre Teilerscheinungen; Metalle, Steine, Bäume, kurz alles was geschaffen ist, stellt eine Offenbarung des göttlichen Wesens dar, von dessen Kraft ihnen etwas inne wohnt.

In erster Linie sind es aber stets die Himmelserscheinungen, welche das göttliche Walten erkennen lassen, und die Himmelskunde ist daher die Grundlage des ganzen Systems, in welches der Babylonier seine Anschauung von einer göttlichen und einheitlichen Weltordnung gebracht hat. Als Hauptzug dieses Systems kann man wohl den Zweck des Nachweises der Harmonie, der regelmäßigen und zweckmäßigen Anordnung des Weltganzen ansehen, das nach wenigen bestimmten Grundgesetzen geordnet ist, deren Wirksamkeit sich in allen Einzelerscheinungen des Weltalls und der Erde, im großen und größten, wie im kleinen und kleinsten wiederholt, gerade so wie dieselben Gottheiten immer wieder wirksam sind. So erscheint jeder selbständige Teil der Schöpfung wieder als ein Abbild des größeren Ganzen, er ist nach denselben Grundsätzen geordnet und eingeteilt, und in ihm wirken und verkörpern sich dieselben göttlichen Kräfte, wie es schon das Beispiel unseres astronomischen Textes zeigt.

Das System besteht also darin, daß es dieselben Erscheinungen, die gleichen Gesetze und Kräfte, in allen den verschiedenen Teilen und Unterteilen wiederfindet, und daß ihm ein jeder Teil des Weltalls ein Spiegelbild des andern oder des ganzen ist. Auf die Erde und ihre Teile übertragen heißt das, daß ein Land, als eine gottgewollte — wir würden sagen natürliche — Einheit auch am Himmel und im Weltenraume sein entsprechendes Spiegelbild haben muß. Wie dort oben in seinem Teile ein Gott waltet, so hat dieser sich auch das entsprechende irdische Land zu seinem Sitze erkoren und bestimmt alles, was darin geschieht, als ein rechter Landesherr (belu, kanaanäisch-hebräisch ba'al). Es ist Aufgabe der Geographie und der politischen Einteilung des Landes, die irdischen Verwaltungsbezirke mit den am Himmel vorgezeichneten in Einklang zu bringen; die Gaue oder Provinzen müssen den einzelnen Einteilungen des Himmels entsprechen, die Landeshauptstadt als Wohnsitz

des Gottes entſpricht der Stelle des Himmels, wo der Gott ſeinen Sitz hat und führt denſelben Namen. Die babyloniſchen Städte, welche Sitze der großen Götterkulte ſind, finden ſich ebenſo wie ihre großen Tempel am Himmel wieder, der irdiſche und der kosmiſche Ort ſind Spiegelbilder, Verkörperungen desſelben kosmiſchen Begriffes. So giebt es am Himmel ein Babylon, ein Eridu, die großen Tempel führen ihren Namen von dem kosmiſchen Orte oder Begriffe, den ſie auf Erden darſtellen: Sagila als Tempel Marduks in Babylon, der „Länderberg“ als der Bels. Am Himmel giebt es einen Euphrat und Tigris, eine Unterwelt, einen Ozean und ein Luftreich, wie es dort oben ein Feſtland giebt, das zwiſchen dieſen beiden liegt.

Die Einteilung erfolgt nach verſchiedenen Schemen, deren jedes einen beſtimmten Einteilungsgrundſatz in den Vordergrund ſtellt, ohne dabei aber die übrigen zu verwerfen. Wenn man ſich als Sitz der Pflege einer beſtimmten Theorie je einen der großen Tempel in demſelben Sinne vorſtellt, wie die griechiſche Philoſophie ihre einzelnen Schulen hatte, oder wie etwa bei uns eine Univerſität die theoretiſche Wiſſenſchaft pflegt, ſo muß man ſich bei dem Streben nach Harmonie und bei dem ganzen Charakter der orientaliſchen, ſich leicht in kabbaliſtiſche Deuteleien verlierenden Luſt am Spielen mit Worten und Gedanken, vorſtellen, daß auch das von einem beſtimmten Tempel bevorzugte Einteilungsſyſtem diejenigen Geſichtspunkte in den Vordergrund rückte, welche dem Weſen ſeines Gottes entſprachen. Dabei werden die Rechte der andern nicht geleugnet, im Gegenteil iſt es die Aufgabe des Syſtems, ſeine Berechtigung dadurch nachzuweiſen, daß es ſich auch den übrigen einfügt, wie der Gott ſeiner Pflegeſtätte zur Erhaltung des Gleichgewichts im Weltenall nötig iſt. Kein Syſtem oder keine Einteilungsmethode will für ſich allein beſtehen, ſie beweiſt im Gegenteil die Berechtigung aller durch den Nachweis, wie man von einem zum andern gelangt und wie alles zu einem harmoniſchen Ganzen ineinander greift wie das Räderwerk einer Maſchine.

Es wird anzunehmen ſein, daß dieſes kunſtvolle Syſtem nicht das Erzeugnis eines Kopfes und einer Pflegeſtätte iſt, es wird wie jede Weltanſchauung und Kultur, die für größere Gebiete gilt, geſchichtlich geworden und aus dem Widerſtreite verſchiedener Kulturen und den Beſtrebungen ſich bekämpfender oder unterſtützender Kultſtätten allmählich hervorgegangen ſein. Dieſes Werden haben wir hier nicht zu verfolgen, können es auch mangels aller Anhaltspunkte nicht. Wir haben nicht die einzelnen Strömungen und Meinungs-

verschiedenheiten, sondern im Gegenteil das Gemeinsame, die Weltanschauung als Ganzes zu betrachten. Zweifellos hat sie sich in den Köpfen der Denker des alten Orients nicht weniger verschieden dargestellt und ist auch dort nicht weniger der Gegenstand von Angriffen und Weiterbildungsversuchen von tiefer gehenden Forschern gewesen — der Orient hat in seiner Entwickelung ebensowenig je still gestanden, als irgend ein Volk und als Gewordenes je aufhören kann, dem Naturgesetz des Werdens und Vergehens zu gehorchen — darüber werden wir aber kaum jemals näheres feststellen können, können es zum mindesten mit unseren Mitteln noch nicht.

Am besten veranschaulicht sich vielleicht das Wesen dieser Weltanschauung durch die Zahlentheorie, die es aufgestellt hat, und die uns aus ihr in derselben Weise entgegentritt, wie sie die pythagoräische Lehre — in allem ein Kind des Orients — herübergenommen hat. Nicht zum wenigsten daraus ist wohl auch gerade die Betonung der Zahlenlehre in der Überlieferung über Pythagoras zu erklären, weniger daraus, daß diese Sekte — diese Organisationsform ist wieder orientalisch — die Zahlentheorie allein ausgebildet hätte.

Die Zahl ist ebenso wie jede Erscheinung der stofflichen und geistigen Welt Ausfluß göttlichen Wirkens, auch in ihr offenbart sich das Walten der Gottheit, sie ist deshalb auch vom Himmel vorgeschrieben und von dort auf die Erde übertragen. Im Gegensatz zu unserer modernen, noch weit von der Entwickelung einer abgeschlossenenen Weltanschauung entfernten Wissenschaft, sieht man auch hieraus wieder, wie der alte Babylonier nicht zahllose auseinander drängende oder neben einander herlaufende Wissenschaften kennt, sondern wie er alles aus einer Wurzel ableitet. Die Zahlenlehre, die Mathematik, ist ebenfalls ein Teil der am Himmel offenbarten Wissenschaft, deren Kenntnis die Menschheit der vom Gotte ihr gewordenen Überlieferung verdankt. Nicht Forschung, sondern Erhaltung, oder höchstens Wiedererringung des etwa verloren gegangenen oder durch die Überlieferung getrübten, ältesten Wissens ist Aufgabe der Wissenschaft, denn der Höhepunkt menschlicher Vollkommenheit und menschlichen Wissens war naturgemäß die Offenbarung der Wissenschaften durch den Gott — Thot der Ägypter, welcher dem babylonischen Nebo entspricht.

Allgemein bekannt und teilweise noch lebendig ist der Glaube an die „Heiligkeit" gewisser Zahlen. Namentlich die Drei und Sieben, auch die Dreizehn haben ihre Bedeutung noch immer im Volksbewußtsein in einer Weise bewahrt, daß sich niemand ihr

ganz entziehen kann. Es ist aber falsch, daraus eine Bevorzugung gerade dieser Zahlen oder eine irgendwie mystische oder aus natürlichen Voraussetzungen durch Gewohnheit gewordene Ursache zu folgern. Es ist ein Überbleibsel der altorientalischen Lehre, welche den göttlichen Ursprung, also die Heiligkeit aller Zahlen lehrt und sie am Himmel und in der Organisation des Weltalls offenbart findet. Je nach den verschiedenen Einrichtungen eines Landes, den Bestimmungen einer Gesetzgebung, also örtlich und zeitlich verschiedenen, wird die eine oder andere Einteilungsweise bevorzugt und die betreffende Zahl spielt demnach bei dem in Betracht kommenden Volke eine besondere Rolle. An und für sich tritt also keine hervor, die Erscheinung von „heiligen" Zahlen ist nicht aus irgend welchen „abergläubigen" Vorstellungen zu erklären, sondern sie geht auf die altbabylonische Wissenschaft, in erster Linie die Himmelseinteilung zurück. So die Drei, deren Bedeutung wir kennen lernen werden, die Sieben, welche als Zahl der Wochentage schon ihren aus der Bewegung der Gestirne entnommenen Charakter zeigt, bei anderen Völkern (Perser, Edda, auch Rom: nundinae, und Araber) die Neun u. s. w. Immer ist der Ursprung der Anschauung also historisch als Entlehnung zu erklären, nicht aus allgemein menschlichen Anschauungen oder Gefühlsregungen.

Sobald man imstande war, wieder einen Keilschrifttext zu enträtseln, mußte man die Beobachtung machen, daß in der gebräuchlichen Schreibweise der Zahlen zwei Systeme durcheinandergingen, das sexagesimale und das Dezimalsystem, das auch wir von den Arabern übernommen haben. Die nächstliegende Annahme war, das Sexagesimalsystem den Sumerern zuzuschreiben, als dem älteren Volke und das Dezimalsystem in Übereinstimmung mit den Zahlwörtern der semitischen Sprachen für semitisch, also für später zu halten. Wir können jetzt klar genug sehen, um wenigstens zu erkennen, daß auf jeden Fall beide Systeme weiter über die Zeit hinaufreichen, die wir überhaupt als geschichtlich kennen. Der Gebrauch der dezimalen Schreib- und Rechnungsweise wird in der That jünger sein, seine Durchführung mag auch durch die Übereinstimmung mit semitischem Sprachgebrauch befördert worden sein: das ganze Wesen altbabylonischer Mathematik setzt aber die Durchführung des einen wie des andern schon in ältester Zeit voraus.

Von beiden ist übrigens das Sexagesimalsystem dasjenige, welches dem freien Rechnen ohne Zuhilfenahme der Schrift die größeren Vorteile gewährt, die Dezimalrechnung ist eine papierne

Kunſt, während die andere die Vorzüge einer größeren Anzahl von Teilen giebt: 2, 3, 4, 5 und namentlich 12. Es ſtellt ſich daher ſofort als beſonders geeignet dar, um das Weſen babyloniſcher Welterklärung, die Harmonie im großen wie im kleinen zu veranſchaulichen, und es liegt im weſentlichen der babyloniſchen Himmelseinteilung zu Grunde, von der es abgeleitet wird.

Es beſteht darin, die Zahl 60 als die größte Einheit in demſelben Sinne zu faſſen, wie es mit der Zehn im Dezimalſyſtem der Fall iſt. Beim Schreiben mit Ziffern multipliziert je die vorhergehende Stelle wie hier mit 10 ſo dort mit 60. Die zunächſtliegende Ziffer iſt dabei die 1. An letzter Stelle bedeutet dieſe 1, vor 1 bis 59 erhält ſie den Stellenwert ſechzig, die 1 bis 59 ſind alſo ebenda $= 1 \times 60$ bis 59×60, die Stelle vor dieſen würde den Lautwert von $60 \times 60 \times 60$ haben, nur daß dieſe praktiſch kaum noch vorkommt, denn da 60×60 — geſchrieben als 1 vor folgenden 1 bis 59 — bereits 3600 iſt, führt eine dieſer 3600 vorgeſetzte 59 ſchon zu Zahlen, welche in einem praktiſchen Gebrauche kaum vorkamen, alſo höchſtens Rechenkunſtſtückchen dargeſtellt haben würden. Die 60 führt als ſolche Rechnungseinheit den Namen schuschu (gräziſiert Soſſos), die 3600 schar (Saros). Das Hineinſpielen des Dezimalſyſtems hat dabei zur Einführung einer Zwiſchenſtufe, dem ner (Neros) von $600 = 60 \times 10$ geführt.

Die beiden Grundzahlen des Sexageſimalſyſtems*) ſind neben der 1 die 5 und 12. Sie treten uns als ſolche in der Zeiteinteilung entgegen, die wiederum auf der Einteilung des Himmels beruht. Denn da die Zeiten durch den Umlauf der Geſtirne beſtimmt werden, ſo ſind ſie auch am Himmel vorgezeichnet und Ergebniſſe des göttlichen Waltens. Bei dieſer Ableitung wird aber die Zeit- zu einer Raumeinteilung, denn die Längenmaße werden ebenfalls von den entſprechenden Wegen der Geſtirne abgeleitet und ſind bei Zugrundelegung der gleichen Einheiten ein Spiegelbild der Zeiteinteilung.

So zerfällt der Weg der Sonne in 12 Abteilungen, die 12 Tierkreisbilder, in deren jedem die Sonne einen Monat lang ſteht, ſo daß das Jahr 12 Monate hat. Der Jahresumlauf der Sonne iſt ein Kreislauf, ebenſo der ſcheinbare Tagesumlauf. Dieſer iſt alſo ein Spiegelbild des Jahres und wird dementſprechend in 12 Unter-

*) Es liegt zu Grunde unſerem Dutzend, der Einteilung eines ehemaligen deutſchen Groſchens in 12 Pfennige (engliſch 1 shilling zu 12 pence), dem Schock zu 60 Stück, aus dem die Mandel zu 15 Stück ſich als der vierte Teil ergiebt (15 die Hälfte des 30tägigen Monats, Idus ſ. unten S. 21).

abteilungen geteilt, kaspu genannt, also einer Doppelstunde entsprechend. Die Doppelstunde hat sich erhalten in der Einteilung des Kreises, welchen das Zifferblatt unserer Uhr darstellt, in 12 Abteilungen, die also ursprünglich Doppelstunden bedeuten, nicht unsere einfachen Stunden. Diese 12 Teile zerfallen wieder jeder in 5 — die andere Grundzahl — Doppelminuten. Diese sind als himmlisches Maß gegeben durch die überlieferte Beobachtung der Babylonier, daß die Sonne die Zeit von 2 Minuten oder den 30. Teil einer Stunde zur Zeit der Tagesgleiche brauche, um ihren eigenen Durchmesser am Himmel zurückzulegen. Der Sonnendurchmesser beträgt also $^1/_{30}$ Stunde $= {}^1/_{60}$ kaspu. Damit sind beide Längenmaße gegeben, als solches ist die kaspu in unserer geographischen Meile erhalten, die ursprünglich als Wegstrecke von 2 Stunden gedacht ist.

Die Zahlen 5 und 7 geben 12; ist die 5 als Sonnenzahl gegeben, so ist 7 die des Mondes, denn je 7 Tage dauern die 4 Viertel des Mondes. Giebt die 7 die Anzahl der Wochentage, so hat das Altertum daneben auch eine fünftägige Woche im Gebrauche gehabt. Der Name der ersteren ist Siebenheit (hebräisch schebúa), der der andern Fünfheit (babylonisch schamuschtu). Wenn die „Heiligkeit" der Sieben bei den Juden sich aus ihrer Bevorzugung der Sieben in ihrem Kalender erklärt, so würde für die Fünf offenbar dasselbe dort vorauszusetzen sein, wo Kalender und Gesetzgebung — beide ein und dasselbe — sich für sie entschieden.

Der Tag von 12 Doppelstunden wird durch Tag und Nacht in 2 Teile von je 6 Doppelstunden (bei Zugrundelegung der Tagesgleiche) geteilt. Für das Jahr entsprechen dem 6 Doppelmonate, deren Gebrauch noch der römische und altarabische Kalender in ihren Monatsbezeichnungen erweisen. Denn nur Januar bis Juni haben eigene Namen, sind also ursprünglich, die folgenden werden gezählt (Quinctilis bis Dezember), sind also auch der Zwölfereinteilung gegenüber jünger. Auf den Halbtag von 6 kaspu die Zwölfteilung angewendet, ergiebt sie unsere Stunde von 60 Minuten. Der Halbtag hat $12 \times 60 = 720$ solcher Minuten, wie der ganze Tag 720 Doppelminuten, die den 720 Sonnendurchmessern entsprechen, welche den Tageskreislauf der Sonne umfassen. Doppelminuten hat der Halbtag $360 = 6 \times 60$. Diese Einteilung auf den Ganztag und seinen Kreis übertragen, ergiebt 360 Teile von vier Minuten, wobei die 4 auch im Sonnenlaufe zu ihrem Rechte kommt, wie sie in den 4×7 Mondtagen gegeben ist.

Der Halbtag zerfällt in drei Teile von je 4 einfachen oder

2 Doppelstunden: Morgen, Mittag und Abend, die Nacht in drei entsprechende Nachtwachen, alle 6 geben also das Spiegelbild der Doppelmonate im Jahre. Hier tritt die 3 hervor, deren Verwendung für die einzelnen Teile Zeiträume zu 240 einfachen Minuten ergiebt, die also ein Ergebnis von 3- und 4-Teilung sind, den beiden Grundzahlen der 12.

Die 360 Teile des Ganztages mit ihrer Zugrundelegung der 4 entsprechen dem Jahresumlaufe der Sonne oder dem Jahre von 360 Tagen — wobei die übrigen $5^1/_4$ als überschüssig behandelt werden — oder 12 Monaten zu 30 Tagen. Das Jahr wird durch die 4 in die vier Vierteljahre zerlegt, deren jedes ein Viertel der Sonnenbahn ausfüllt in ihrem Hinauf- und Hinabsteigen vom tiefsten bis zum höchsten Punkte und umgekehrt. Dagegen hat die Zweiteilung des Tages in Tag und Nacht ihre Entsprechung in der Einteilung des Jahres nur in Sommer und Winter (vgl. 1. Mos. 8, 22), der Zeit der aufsteigenden (vom Winter- bis zum Sommerwendepunkt) und der absteigenden Sonne.

Das Jahr von 360 Tagen hat 72 Fünferwochen, dagegen ergeben 60 solche Wochen nur ein Jahr von 10 Monaten, dessen Gebrauch oder wenigstens theoretische Festlegung uns für den älteren römischen Kalender ausdrücklich bezeugt ist (das sogenannte Romulusjahr von 304 Tagen, wobei die 4 überschüssigen Tage dieselbe Rolle spielen, wie die $5^1/_4$ oder 6 für das 360-tägige). Ein solches Jahr kann aber nur eine Unterabteilung eines größeren Zeitraumes sein, denn wenn das Jahr durch den Sonnenumlauf gegeben sein soll, so hat das 10-monatige keinen solchen Anhalt. Ein solches Jahr würde vielmehr bei 6-maliger Wiederholung durch alle Jahreszeiten hindurch gegangen sein, mit anderen Worten in 6-maligem eigenen Verlaufe sich mit dem gewöhnlichen 12-monatigen Sonnenjahre ausgleichen, während dieses mittlerweile sich 5-mal wiederholt hätte. Mit andern Worten, 5 Sonnenjahre sind gleich 6 solcher Jahre. Wir haben hierbei folgende Erscheinungen: Aufgebung des Zusammenfalls der natürlichen Jahreszeiten, also des jährlichen Sonnenumlaufes innerhalb des Jahres, und Verzicht auf dessen Ausgleich gerade wie es bei dem reinen Mondjahre des Islam der Fall ist, wo die 12 Monate in 33 Jahren durch das ganze Sonnenjahr hindurch wandern. Das ist also diese Erscheinung auf das ganze Jahr übertragen, das nur als Teil einer größeren Einheit aufgefaßt wird. Erst innerhalb dieser wird der Ausgleich hergestellt, der durch die verschiedene Umlaufszeit von Mond und Sonne für das Jahr nötig

wird. Das führt auf Jahrescyklen oder lustra. Ferner kommt hier wieder die Einteilung nach 6 wie bei Doppelmonaten, Tag- und Nachtwachen, und zu 5 zum Vorschein, und wird gezeigt, wie beide in einander übergehen. Der Monat von $30 = 5 \times 6$ Tagen gehört dazu. Ein solches lustrum umfaßt 5 Sonnenjahre, das römische lustrum betrug 4. Die Vierteilung führt uns aber auf die 240 (S. 17), $5 \times 240 = 1200$ ist $= 4 \times 300$. Wenn die 240 — oder 243, wie es bei Rechnung der überschüssigen Bruchteile nach Analogie von $365^1/_4$ und 304 heißen würde — auch nicht als Jahreseinheit bezeugt ist, so tritt sie doch als zu dem der römischen Zeitrechnung gehörigen System gehörig hervor, denn 243 ist die Regierungszahl der römischen Könige.

Das Jahr besteht aus 72 Fünferwochen ($5 \times 72 = 360$). Das Doppeljahr hat 144 solcher Wochen, d. i. aber das Gross, das seinerseits aus 12 Dutzend besteht; also: $2 \times 72 = 12 \times 12$. Fünf Jahre von 72 Fünferwochen, also ein lustrum, besteht aus 360 solcher Einheiten, ist also ein Abbild des Sonnenjahres und so gehen die Beziehungen weiter.

In gleicher Weise kann mit 8 und 9 eingeteilt werden, wie es die Einrichtung von nundinae — neun- oder achttägigen Wochen — bei den Römern erweist. Die 720 Doppelminuten, welche den Tagesumlauf der Sonne darstellen, mit 8 oder die 360 vierminutigen Teile mit 4 geteilt, geben 90, den Quadranten des Himmelsbogens, oder das Viertel der Erde, der „vier Weltgegenden" (babylonisch kibrat irbitti), deren jede wieder zwei Unterteile hat. Es sind ferner 2×360 und $3 \times 240 = 720$. Man hat sich vorzustellen, daß die vernachlässigten überschüssigen Tage des wirklichen Sonnenumlaufes stets in den entsprechenden Cyklen oder Lustren ausgeglichen werden, also in diesem Falle in einem 8- oder 9-jährigen. Die altarabische Rechnung, die sich auch sonst mit der altrömischen deckt (S. 16) zeigt auch die Spuren der Nundinen-Rechnung. Hierher gehören Mondmonate von $3 \times 9 = 27$ Tagen (Dauer des siderischen Monats, der wirklichen Umlaufszeit des Mondes bis zur selben Stelle des Himmels). Ihre Spuren kann man im griechischen Kalender nachweisen, der dementsprechend auch (Homer) nur drei Jahreszeiten kennt, wozu man die zu besprechende Dreiteilung des Tierkreises vergleiche.

Diese Beispiele dürften genügen, um das Wesen dieses Systems nachzuweisen, welches bezweckte, dieselben Gesetze und Kräfte überall wirksam zu erweisen. Besonders ist dabei zu beachten, wie im Umlauf von Sonne und Mond, der beiden regierenden Gestirne, die-

ſelben Einteilungen nachgewieſen werden; die 2 in den beiden Hälften der Laufbahn, oder die 4 in ihren vier Vierteln ſind hier die Vermittler. Einen Ausgangspunkt, ein Früher oder Später kann man dabei nicht unterſcheiden. Das Ganze und ſeine Einzelheiten laſſen ſich etwa mit einer Kreislinie vergleichen, von deren jedem Punkte man zu allen übrigen kommt, oder mit den Maſchen eines Netzes, von denen dasſelbe gilt.

Die Zahl, die hier als Ausfluß göttlicher oder himmliſcher Kraft gilt, tritt in ihrer Beziehung zur Gottheit noch deutlicher hervor, ſobald das Gebiet der Rechnung verlaſſen wird und die praktiſcheren Anwendungen des Kultes und der in das tägliche Leben eingreifenden religiöſen Beſtimmungen, der Feſtordnungen, in Frage kommen. Denn die Feſte ſind beſtimmten Göttern nicht nach Willkür zugeeignet, ſondern ſie gehören ihnen in demſelben Sinne, wie wir in dem aſtronomiſchen Texte (S. 10) verſchiedene göttliche Gewalt im Planeten Juppiter ſich offenbaren ſahen, weil an dieſem Tage oder in dieſen Zeiten eben die betreffende göttliche Gewalt regiert. Dieſe Einteilung ſteht ſelbſtverſtändlich in demſelben kunſtvollen Verhältniſſe, wie die Kalender- und Himmelseinteilung und iſt dementſprechend im praktiſchen Gebrauche verſchieden.

Es iſt bekannt, daß die Tage der Woche den ſieben Hauptgeſtirnen heilig ſind, wie die lateiniſche und franzöſiſche-engliſche Bezeichnung noch deutlich erkennen laſſen: dies solis, lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni. Das ſind Sonne und Mond nebſt den fünf großen, den Alten bekannten Planeten. Die Einteilung iſt die nach 7, alſo die bei Juden und Römern gebräuchliche. Sie unterſcheidet die beiden großen Geſtirne und die fünf Planeten.

Für die Fünferwoche würde man zunächſt annehmen wollen, daß nur die letzteren genommen wurden, ſo daß Sonne und Mond als Regenten von Jahr und Monaten blieben. Indeſſen iſt das nicht der Fall, vielmehr ſind dabei Sonne, Mond, Venus, Juppiter und Merkur, mit Ausſcheidung von Mars und Saturn, die benennenden Geſtirne oder Gottheiten geweſen. Dabei iſt dann nicht in 2 + 5, ſondern in 3 + 2 zu teilen, denn Venus tritt hier als gleichberechtigt neben die beiden großen.

Das iſt zunächſt auffällig, hört es aber auf zu ſein, wenn man ſich der Bedeutung erinnert, welche die vier Viertel für Mond und Sonnenlauf haben. Als innerer, der Sonne näher als die Erde ſtehender Planet zeigt die Venus dieſelben Erſcheinungen wie der Mond, und daß dieſe Thatſache den Babyloniern bekannt ge-

weſen ſein muß, iſt nach der ganzen Art, wie die Venus in der Mythologie behandelt wird, zweifellos. Muß doch ſogar angenommen werden, daß ſie die 4 Monde des Juppiter gekannt haben, eine Erſcheinung, die viel ſchwerer zu beobachten iſt. In der Venus offenbart ſich hiernach nicht eine einfache göttliche Kraft, ſondern eine, die ebenſo wie die von Mond und Sonne in vierfacher oder je nachdem zweifacher (zu- und abnehmender) Geſtalt ſich äußert. Die Venus iſt alſo kein einfacher Planet, ſondern ein großes Geſtirn wie die beiden andern. Vom Merkur müßte dasſelbe gelten, die Beobachtung von deſſen Phaſen iſt bei ſeiner Sonnennähe aber ohne gute Inſtrumente nicht möglich.

Die vier Phaſen der Sonne, welche Frühling, Sommer, Herbſt, Winter entſprechen, zeigen den Sonnengott oder die göttliche Macht überhaupt in vier Erſcheinungs- oder Wirkungsformen. In derſelben zeigt er ſich — man vergleiche wieder die aſtronomiſche Tafel — in den vier übrigen Planeten in der Reihenfolge Juppiter, Mars, Merkur, Saturn, welche ſonach ebenfalls den vier Jahreszeiten entſprechen. Das ergiebt für die Siebenteilung neben dem Schema 2 + 5 ein anderes von 3 + 4, wobei die drei großen Gottheiten Sonne, Mond und Venusgeſtirn in ihren vier Vierteln ſich in den vier Planeten wiederholen.

Für die Fünfteilung ergiebt ſich dasſelbe, indem die großen Geſtirne oder ihre Gottheiten nur in ihren beiden Hauptphaſen betrachtet werden, und dementſprechend das Jahr nur zwei Hälften hat. Dabei werden zwei der Planeten überflüſſig, der des Sommers und der des Winters, alſo Mars und Saturn. Dieſe ſind deshalb die beiden Unglücksplaneten, in derſelben Weiſe, wie das für Schaltmonate eingeſchaltete dreizehnte Tierkreiszeichen gegenüber den 12 anderen als unheilvoll erſcheint. (Es iſt das des Raben, des Unglücksvogels).

Die Verteilung der ſieben Gottheiten auf die Tage liegt in unſerem Worte vor, für die Fünferwoche oder chamuschtu können wir daher ohne weiteres ein gleiches vorausſetzen. Die Sechsteilung haben wir vor der Hand nur für die Einteilung des Jahres in Doppelmonate und die des Tages bezeugt. Daß auch eine Sechſerwoche zu dieſem Syſtem gehört, iſt nach dem Weſen der Syſteme dabei ſelbſtverſtändlich. Dieſe würde die drei großen Gottheiten und nur drei der Planeten berückſichtigen, alſo einen ausſchalten. Das iſt der Saturn, der Winterplanet, der daher von den beiden unheilvollen als der ſchlimmſte gilt. Hierbei entſteht dann aber

die Schwierigkeit, wie nunmehr zu verteilen ist. Es sind vermutlich zwei Wege eingeschlagen worden. Einmal ist man in Anlehnung an die Sieben-(und Vier-)Teilung dazu gekommen, in zwei Viertel und eine Hälfte zu teilen, so daß also die zunehmenden großen Gestirne und damit die erste Hälfte des Jahres ihre Einteilung und ihre Gottheiten behielten, die abnehmende Hälfte aber wie bei der Fünfteilung als eins erschien, das also nur einer Gottheit oder einer Phase verblieb. Das Jahr zerfiel also danach in Frühling (Juppiter), Sommer (Mars) zu je drei Monaten und Herbst oder Winter (Merkur) zu 6 Monaten. Für das Jahr selbst ist eine solche Einteilung bis jetzt praktisch nicht belegbar. Sie geht aber hervor aus der Monatseinteilung, wie sie die Römer haben, diese teilt die erste Hälfte des Monats in zwei kleine Teile (Kalendae, Nonae), die zweite Hälfte (von den Idus an) behandelt sie als eins. Auch die Unterscheidung in unserem astronomischen Texte erklärt sich daraus, denn sie verfolgt den Planeten (Juppiter) nur bis zu seinem Culminationspunkte, kennt also für die erste Hälfte seiner Sichtbarkeit zwei, für die zweite nur eine Eigenschaft.

Die andere Einteilungsweise wäre die regelmäßige, wonach die drei Planeten jeder vier Monate oder zwei Doppelmonate — also Teilung zu 4 oder 2 — erhielten, so daß ihre Dreiheit sich mit der der großen deckt; 3 und 4 kommen dabei auf andere Weise zu ihrem Rechte als bei der anderen Einteilung. Diese Einteilung würde auf die vier Viertel der Sonnenbahn verzichten müssen und dann der Symmetrie wegen für den Mond und Monat gleichfalls. Der Grundsatz würde also ein rein rechnerischer, die äußeren natürlichen Erscheinungen außer Acht lassender sein. Wir haben bereits gesehen (S. 18), daß die altgriechische, homerische Einteilung des Jahres in drei Jahreszeiten zu diesem Schema gehört, griechisch ist auch die Einteilung des Monats in drei Drittel, wie sie in der Datierungsweise gebräuchlich ist. Wir werden daher hieraus auch wohl die dem Wortlaute nach vorläufig noch zweideutige Angabe des babylonischen Schöpfungsmythus zu erklären haben. Danach wurden die 12 Monate, also auch die 12 Tierkreisbilder, durch Sterne mit drei geteilt. Das soll hiernach wohl nicht heißen: (in vier Teile) zu je 3 Monaten, sondern in 3 große Teile (jeder zu 4 Monaten).

Das ist ein Verfahren, welches wie gesagt die natürlichen Phasen der großen Gestirne außer acht läßt, gegenüber der Vier betont es die Drei, ohne erstere jedoch ganz zu vernachlässigen. Eigentümlich ist der Dreiteilung, was religionsgeschichtlich vielleicht bedeutungs-

voll ist, daß bei ihr ein Schwanken in Bezug auf den dritten Teil oder den dritten Einteilungsfaktor eintritt.

Sonne, Mond und Venus sind die regierenden Gestirne nach der Auffassung, welche die Dreiheit betont, Sonne und Mond nach der, welche die zwei den übrigen Planeten entgegenstellt. Die Vorstellung, welche der ganzen Aufstellung zu Grunde liegt, kann man eigentlich kaum noch als polytheistisch bezeichnen. Das ist die Form des Kultes, nicht aber die Lehre. Diese hat in ihren Gleichsetzungen vielmehr die Grundvorstellung der einen großen göttlichen Macht, welche sich in allen den verschiedenen Erscheinungen des Weltalls nur offenbart. In wie weit dabei esoterische Lehren mit dem Volksbewußtsein in Widerspruch gestanden oder sich von diesem entfernt haben, das zu untersuchen ist hier nicht die Aufgabe. Dieser Zwiespalt hat wohl zu allen Zeiten und unter der Herrschaft aller Kulturen bestanden. Ein Beispiel, wie aber diese Grundidee dem Volke — oder doch seinen höheren Klassen — eingeimpft wurde, bieten die Eigennamen der Babylonier und Assyrer, nach deren Muster auch die der anderen stammverwandten Völker gebildet sind. Es giebt eine große Anzahl davon, welche aus zwei Gottesnamen bestehen, wie Schamschi-Adad, Bir-Ramman, Adad-Ramman, ferner Namen, welche aus einer Verwandschaftsbezeichnung und einem Gottesnamen bestehen, wie Absalom (eigentlich Abi-Schalem), Achi-ja, Achihud neben Abi-hud, Achi-baal, Em-Aschtoret u. s. w. Die ersteren setzen beide Götter gleich, die anderen wollen nicht etwa ausdrücken: mein Vater, Bruder, Mutter ist der betreffende Gott, sondern sie verstehen unter Vater, Bruder u. s. w. die bestimmte Gestalt des Pantheons, der Götterfamilie, welche diese Rolle spielt, im Sinne von Vater Zeus, Mutter Hera u. s. w. Solche Namensbildungen drücken aber in ihren verschiedenen Bildungen nichts anderes aus, als daß der Name, d. h. die einzelne Erscheinungsform, die angenommene Gestalt, wohl verschieden ist, daß aber die offenbarte Macht dieselbe bleibt. Man kann wohl darüber streiten, wo sich diese Macht in ihrer stärksten Form offenbart, sie ist aber immer im Grunde dieselbe.

Freilich die Form bleibt verschieden, und deren Bedeutung für den Menschen ist groß. Trotz aller Vergeistigung der Lehre hängt daher das praktische Leben sehr an der im Stoff geoffenbarten Form. So verehrt man an den verschiedenen Tempeln je eine Form der

Gottheit, den Mond, die Sonne als Ganzes oder in einer ihrer vier Phasen, dementsprechend einen der Planeten u. s. w. Überall aber ist das Bestreben der Lehre, den eigenenen Gott zwar in den Vordergrund zu stellen, ihn als den höchsten hinzustellen, aber doch immer nachzuweisen, daß er mit allen anderen identisch sei.

Die Macht eines Gottes äußert sich in der Machtstellung seiner Verehrungsstätte; wo der mächtigste König seinen Sitz hat, dort wohnt auch der mächtigste Gott — oder geistig gesprochen, die mächtigste Offenbarungsform der Gottheit. Im Laufe der Jahrtausende hat die politische Macht der einzelnen Städte und Staaten häufig gewechselt. Von allen hat für uns eine die Anerkennung als Mittelpunkt der alten Kulturwelt bewahrt: Babylon, so daß wir das Land und die Kultur, ganz im Einklang mit den zwei letzten Jahrtausenden der vorderasiatischen Geschichte als babylonisch bezeichnen. Babylon ist der Sitz des Gottes Marduk, der sich in der Frühjahrssonne und dem Planeten Juppiter offenbart. Dem Babylonier ist er der Demiurgos, der Weltenschöpfer, welcher aus dem Kampfe mit den feindlichen Urgewalten durch die Besiegung des Ungeheuers Tiamat die Welt geschaffen hat und nun alljährlich — das Jahr als Spiegelbild der Ewigkeit — durch Besiegung der winterlichen Gewalten zu neuem Leben erweckt, indem er aus der Unterwelt — dem Bereiche der Wintersonne — wieder emportaucht. Der babylonische Schöpfungsmythus, von dem uns Teile erhalten sind, feiert ihn in dieser Rolle. Dieser Marduk wird aber von der babylonischen Lehre so ziemlich mit allen anderen Gottheiten gleichgesetzt. Dieselbe Erscheinung findet sich dann in den übrigen Spekulationen über das Wesen namentlich der nicht mehr einzelne Erscheinungen, sondern größere kosmische Begriffe, wie Luftreich, Wasserreich (Weltenmeer, Ozean) ausdrückenden Gottheiten. Denn auch diese müssen sich selbstverständlich dem System einfügen.

Das Welt- und Himmelsbild muß in allem dieselben Parallelerscheinungen zeigen, den irdischen Ländern und Gewässern müssen auch himmlische entsprechen, die Vorstellungen, die von dem einen abgeleitet sind, werden auf das andere übertragen, auch wiederholt sich dasselbe Bild in der Entwicklung der Zeiten, welche die Gestalten des Raumes zeigen.

Das nächstliegende für die menschliche Betrachtung ist das Erdreich selbst, es muß für die naive Anschauung den Mittelpunkt eines Welten- oder Erdenbildes darstellen, wie für den Menschen sein Selbst immer wieder zum Mittelpunkt seiner ganzen Weltbetrachtung wird.

Was die irdiſche oder untere Welt, das muß auch die himmliſche oder obere zeigen: beſteht dieſe aus Luft, Erde und Waſſer, ſo muß dasſelbe auch mit der himmliſchen Welt der Fall ſein, in welcher die Götter in den Sternen leben und wirken. Die Erde zerfällt danach alſo in drei Teile, welche von oben nach unten geordnet Luft, Erde und Waſſer ſind. Die Anſchauung der Anordnung iſt dabei genau dieſelbe wie die unſrige von der Stellung der Erde im Weltenall, wie der Vergleich mit dem Himmelsbilde ſogleich darthun wird. Das obere oder Luftreich erſcheint nämlich kosmiſch ausgerichtet mit dem Mittelpunkte des Nordpols — genau wie bei der Vorſtellung der Endpunkte unſerer Erdachſe — unter dieſem als ein Streifen in Geſtalt einer Wölbung, alſo eines Gebirgszuges, liegt die Erde, dieſe ruht auf dem unterſten Teile, dem Ozean. Deſſen Waſſer quellen daher aus der Tiefe empor, wenn man die darauf-liegende Erdſchicht durchbricht.

Genau dasſelbe Bild zeigt die obere Welt der Götter: der obere oder nördliche Teil iſt das Luftreich, der mittlere das Erdreich und der untere das Waſſerreich, der himmliſche Ozean. Wie der irdiſche Ozean die Unterwelt darſtellt, ſo iſt der himmliſche in ſeiner Art die Unterwelt. Identiſch iſt alſo Süden und Unterwelt auch hier wie bei unſerer kosmiſchen Ausrichtung der Erdachſe.

Der Teil der oberen Welt, welcher das himmliſche Erdreich darſtellt, iſt naturgemäß, ſeinem irdiſchen Ebenbilde entſprechend, derjenige, in welchem ſich die Götter vor allem thätig und wirkend offenbaren, der für ſie iſt, was die untere Erde für ihre Kinder, die Menſchen. Es iſt alſo derjenige Teil, in welchem ſie in ihrer deutlichſten Offenbarung ſich zeigen. Sonne, Mond und Planeten, die Offenbarer oder Dolmetſcher der Götter, wie ſie darum heißen, halten ſich aber nur innerhalb eines beſtimmten Teiles des Himmels auf. Das iſt der Tierkreis, der den Weg darſtellt, welchen ſie auf ihrer himmliſchen Wanderung durchmeſſen.

Der Tierkreis iſt ein Gürtel von 20 Grad Breite, welcher den Äquator unter einem Winkel von $23^1/_2$ Graden ſchneidet. Sein nördlichſter Punkt liegt alſo um 47 Grad von ſeinem ſüdlichſten entfernt, während der Äquator die mittlere Parallellinie zwiſchen den Wendekreiſen dieſer beiden Punkte bildet. Der Kreis, welcher durch die Drehung des nördlichen Punktes entſteht, heißt nach dem entſprechenden Tierkreiszeichen Wendekreis des Krebſes (höchſter Standpunkt der Sonne, Sommerſonnenwende), der ſüdliche der des Steinbocks (Winterſonnenwende).

Man kann zweifelhaft sein, was die babylonische Anschauung als himmlisches Erdreich ansah: den Tierkreis allein mit seinen 20 Grad Breite, die also schräg zum Äquator die obere Welt schneiden würden, oder den von ihm bei der Drehung bestrichenen Raum, d. h. also den 47 Grad breiten Gürtel, welcher zwischen den beiden äußeren Wendekreisen liegt. Seine weitere Einteilung weist, wie wir sofort sehen werden, auf die erstere Annahme hin, obgleich dadurch der Ausdehnung des Erdreichs ein recht kleiner Raum zugestanden wird: übrigens in Übereinstimmung mit den Zeugnissen der Klassiker.

Der Tierkreis oder das himmlische Erdreich dient den großen Gestirnen oder Göttern als Weg, auf dem sie wandeln, und als ihr eigenstes Reich. Wie ein Weg durch sonst unwegsames Gebiet, so führt er als feste Masse durch den Weltenraum. Dementsprechend ist sein Name: er heißt der schupuk schamê, der Himmelsdamm, wobei unter Damm der Bedeutung des Wortes gemäß genau dasselbe zu verstehen ist, wie in unseren norddeutschen Sumpfgegenden: es ist die Aufschüttung, welche als Weg durch den Sumpf führt, ein römischer agger; Babylonien als sumpfige Niederung spricht hier aus seiner eigensten Natur heraus. Diesen „Himmelsdamm" zu regieren, also zum eigensten Herrschaftsgebiet, hat die Gottheit nach einem Schöpfungsmythus, der sich von dem mehrfach erwähnten von Babylon unterscheidet, den drei großen Gestirnen überwiesen: Sin, Schamasch und Ištar: Mond, Sonne und Venus.

Die ganze Anschauung, sowie überhaupt die Grundzüge der babylonischen Götter- und Gestirnlehre sind noch in klassischer Überlieferung bei Diodor (II 30) erhalten und veranschaulichen das bisher ausgeführte in kurz zusammenfassender Weise:

„Die Chaldäer (d. i. Babylonier) lehren, daß die Welt ewig (uranfänglich) sei und weder einen Anfang gehabt, noch ein Ende nehmen werde*), sowie daß die Ordnung und Verwaltung des Ganzen nach göttlicher Vorausbestimmung getroffen sei. So geschehe auch alles, was im Himmel vorfalle, jetzt nicht zufällig und mechanisch, sondern nach bestimmter und fest beschlossener göttlicher Entscheidung. Von den Gestirnen haben sie uralte Beobachtungen angestellt und sind die besten Kenner der Bewegungen und Wirkungen eines jeden, wonach sie viel von dem zukünftig geschehenden voraussagen können. Die größte Anschaulichkeit und Kraft finden sie aber bei den fünf sogenannten Planeten, welche sie mit gemeinsamem Namen Dolmetscher (ἑρμηνεῖς) nennen ..... So nennen sie sie, weil sie im Gegensatze zu den übrigen, die

*) Denn es ist alles eine Wiederholung, eine Kreisbewegung, wie das Jahr. Nach der Vollendung der einen Umdrehung beginnt eine neue: ein neues Jahr, Zeitalter, Aeon u. s. w.

unbeweglich ſind und nur eine feſtbeſtimmte Umdrehung haben (Fixſterne), allein ihren eigenen Weg gehen und ſo die Zukunft erkennen laſſen, indem ſie den Menſchen die Abſicht der Götter verdolmetſchen. Denn durch Auf- und Untergang, ſowie durch ihre Farbe verkündeten ſie denen, die darauf achteten, die Zukunft..... Unter ihrem Kreislauf (d. h. als deſſen Träger) aber ſeien 36 andere Sternbilder aufgeſtellt, welche ſie die ratenden Götter nennen.*) Von dieſen beobachteten die Hälfte die überirdiſchen, die andere Hälfte die unterirdiſchen Stätten, indem ſie über das bei den Menſchen und den Göttern geſchehende gleichzeitig wachten. Alle 10 Tage aber werde von den obern einer der Geſtirne als Bote geſchickt, und ebenſo umgekehrt von den untern zu den obern. Dieſe Bewegung ſei für ſie feſtgeſetzt und in ewiger Wiederholung beſtimmt. Von dieſen aber ſeien 12 Götter die Herren, deren jedem ſie einen Monat und eines der ſogenannten 12 Tierkreisbilder (ζῳδια) zuſchreiben. Durch dieſe hindurch aber vollführten Sonne, Mond und die fünf Planeten ihre Bewegung, indem die Sonne ihren Weg in einem Jahre, der Mond in einem Monat vollendete, während die fünf Planeten ihren Lauf je nach Geſchwindigkeit und Zeit verſchieden zurücklegten".

Der Tierkreis erſcheint hier als der Weg der ſieben großen Geſtirne, nur daß entſprechend der auch uns von den Griechen und Römern geläufigen Vorſtellung zu 2 + 5 nicht zu 3 + 4 geſchieden wird, wie es in der erwähnten babyloniſchen Angabe geſchieht. Zu der Vorſtellung von den alle 10 Tage als Bote hinauf- und hinabſteigenden Sternen iſt nur zu bemerken, daß, was hier von den Unterteilen der 12 Tierbilder geſagt iſt, natürlich auch von dieſen ſelbſt gilt: alle Monate geht eines auf und eines unter, d. h. es wird unſichtbar, tritt in den Strahlenkreis der Sonne, wird alſo von dieſem den Blicken entzogen und geht mit ihr auf und unter. In der Mythologie ſpielt dieſes Senden der Boten eine Rolle. Vorausgeſetzt iſt bei der Einteilung in zwei Hälften natürlich die Stellung während der Tag- und Nachtgleiche.

Die Tierkreisbilder, in welche der Himmelsdamm geteilt wird, werden hier als die Beobachter des Weltalls bezeichnet, während der Ausdruck für Himmelsdamm eine feſte Maſſe, eine Aufſchüttung oder ein feſtgeſtampftes Erdreich bezeichnet. In einer aus helleniſtiſcher Zeit herrührenden Zuſammenſtellung phöniziſcher Kosmogonie und Mythologie, welche von ihrem Verfaſſer, Philo aus Byblos, nach dem Gebrauche ſeiner Zeit einem uralten Phönizier, Sanchunjathon, zugeſchrieben wird, die aber nur ein ganz ſpätes Syſtem bietet, heißt es von dem Tierkreis: „es entſtanden verſtandbegabte Tiere, welche Ζωφασημιν d. h. Beobachter des Himmels

*) D. i. eben der Tierkreis, deſſen 12 Bilder wieder in je 3, alſo im ganzen 36 Dekane geteilt werden.

genannt wurden und in die Form eines Eies gebracht wurden“ (d. h. der Tierkreis hat diese Gestalt). Der Ausdruck Ζωφασημιν wird hier erklärt von hebräischem çophê Beobachter, Wächter und phönizisch schamîn = hebräisch schamajim Himmel. Die Berührung mit der Auffassung, welche Diodor vertritt, liegt auf der Hand und ist natürlich, da beide der gleichen Zeit angehören. Die Auslegung, welche diese Zeit und gerade Philo dem Ausdruck gaben, verpflichtet uns aber nicht, sie als die einzig giltige anzusehen.

Es liegt im Wesen altorientalischer Wissenschaft, auch den sprachlichen Bezeichnungen möglichst viel Seiten abzugewinnen, in gleicher Weise, wie wir es uns am Zahlensystem veranschaulicht haben. Besonders die semitischen Sprachen gewähren bei der Art ihres Baues den Erklärungskünsten einen großen Spielraum, und da das Altertum nicht unsere Sprachwissenschaft hatte, so erklärte es mit Scharfsinn munter darauf los, indem es ihm nicht darauf ankam, ob der Anklang zufällig oder begründet war. Was uns als Wortwitz erscheinen würde, hatte in diesem Sinne gleiche Berechtigung mit dem Richtigen. Die Erklärung, welche für die çôphê semîn geben wird, hat daher keinen anderen Wert als den einer Deutung, welche unser Verfasser oder die Schule, welcher er folgte, dafür annahm. Eine andere Schule gab vielleicht statt dessen eine andere, ohne daß zu entscheiden wäre, welche die richtigere wäre. Eine andere Deutung, welche auf das Wesen des Tierkreises als festen Bodens führt, liegt aber sehr nahe, denn çaphâ heißt im Hebräischen (und danach kann es ohne weiteres auch für das Phönizische angenommen werden) auch: mit Metall überziehen, Metall hämmern, und eine Ableitung hiervon ist çephet der Knauf, d. h. die breite Wulst, die Verdickung oben an der Säule. Das führt aber auf die Vorstellung, welche noch der biblische Schöpfungsbericht von dem Tierkreis und seinem irdischen Ebenbilde — wenn auch in schon zum Teile abgeblaßter Form bewahrt hat. Es ist die „Feste“ oder das „Firmament“, welches die oberen und unteren Wasser zu trennen bestimmt ist (1. Mos. 1. 7). Der im Hebräischen dafür gebrauchte Ausdruck ist raqi', d. i. eine Ableitung von der çaphâ synonymen Wurzel raqa', welche „feststampfen, Metall festhämmern“ bedeutet; raqi' ist danach auch noch das Postament einer Statue, oder der Untersatz einer Säule, der ebenfalls eine Verdickung darstellt. Eine andere Ableitung marqa' hat im Phönizischen dieselbe Bedeutung.

Der Tierkreis ist also im Himmelsraum der feste Teil, auf dem sich die großen Götter aufhalten und bewegen. Ebenso wie sein

irdiſches Ebenbild zerfällt er aber in drei Teile, welche ihrerſeits gerade wie die Teile unſeres Erdballes ein Luft-, Erd- und Waſſerreich oder eine Oberwelt, Erde und Unterwelt darſtellen. Auf jeden dieſer drei Teile kommen dann vier Tierkreiszeichen, und zwar ſind in der Zeit zwiſchen 3000 und 700 v. Chr. die Zeichen Stier bis Löwe die oberen, Jungfrau bis Schütze die mittleren und Steinbock bis Widder die unteren oder die der Waſſerregion des Himmels. An Waſſermann und Fiſchen kommt dieſer Charakter des letzten Teiles auch äußerlich zum Ausdruck. Dabei beſteht offenbar die Vorſtellung, daß die irdiſchen und himmliſchen drei Abteilungen je ineinander übergehen, ſo daß der obere Teil der Erde das Luftreich und der untere die Unterwelt oder das Waſſerreich ihre Maſſen von den himmliſchen empfangen. „Wenn wir das Land der Griechen (d. i. das nördlichſte ihm bekannte) erobern", läßt Herodot (7, 8) Xerxes ſagen, „dann wird Perſien an den Äther des Zeus (d. i. das Luftreich) grenzen". Dieſe Vorſtellung läßt ſich wohl beſſer verſtehen, wenn wir als den „Himmelsdamm" nur den wirklichen Tierkreis, nicht den ganzen Gürtel zwiſchen den beiden Wendekreiſen anſehen (S. 25). Vielleicht erklärt ſich hieraus auch die Thatſache, daß der Babylonier ſein Land und damit die Erde überhaupt nicht nach den vier Hauptpunkten der Windroſe (Oſten u. ſ. w.) ausrichtet, ſondern nach den halbſchlächtigen Himmelsgegenden (Südoſt u. ſ. w.). Der Tierkreis ſchneidet eben den Äquator unter einem Winkel, ſteht alſo auch ſchräg im Weltenſyſtem.

Wir müſſen uns immer von neuem vergegenwärtigen, daß das, was wir als ein Syſtem oder eine Weltenanſchauung anſehen, das Erzeugnis von Jahrtauſenden iſt, und daß hiſtoriſch und lokal beſtimmte Durchbildungen oder Lehren gegolten haben, die wir in dieſer Hinſicht noch nicht genau unterſcheiden können. So zeigt die Diodorſtelle neben der Dreiteilung des Tierkreiſes und der Welt deutlich die Zweiteilung, ſie unterſcheidet alſo zwiſchen Ober- und Unterwelt für den Himmel wie für die Erde. Dem entſpricht, daß ſie die 5 Planeten den zwei großen Geſtirnen entgegenſtellt, denn dieſe vertreten Tag und Nacht, welche Ober- und Unterwelt, Sommer und Winter entſprechen. Das führt alſo zu einer Einteilung des Tierkreiſes zu je 6 Bildern, welche kurzweg als oberer und unterer Teil erſcheinen. Als trennend zwiſchen beiden iſt dann wohl die Erde als Scheibe gedacht.

Die drei Teile des Tierkreiſes und der Erde gehören den drei Göttern — deren Dreiheit wieder parallel zu den drei Regenten,

den großen Gestirnen steht — Anu, Bel, Ea. Anu als Luftgott entspricht dem „Äther des Zeus", Bel ist der „Herr der Länder", d. i. der Gott des Erdreiches und entspricht damit ebenfalls Zeus, da das Griechentum die Zweiteilung bevorzugt (bei der Dreiteilung vertritt ihn zum Teile Hephaistos). Bels Reich, also das obere und untere Erdreich erscheint als Berg und heißt der Länderberg (schad matati), weil er die Länder umfaßt. Das Wasserreich, die Unterwelt gehört Ea-Poseidon, es ist der apsu oder Ozean.

Ob die Zweiteilung den Bergcharakter des Erdreiches, der „Länder", lehrt muß dahingestellt bleiben, auf jeden Fall unterscheidet sie aber darauf zwei Bergspitzen, die den Ost- und Westpunkt darstellen, d. h. die beiden Grenzen der beiden Reiche. Bei beiden geht die Sonne auf und unter, tritt sie in die beiden Reiche ein, es sind also die Tagesgleichenpunkte. Dort wo die Zweiteilung betont wird — so im phönizisch-kanaanäischen Kulte — begegnen auch die beiden Bergspitzen. Wie sich der „Länderberg" der Dreiteilung dazu stellt, ist noch unklar, eine reinliche Scheidung zwischen beiden Anschauungen braucht auch gar nicht immer vorausgesetzt zu werden.

Der Dreiheit Anu, Bel und Ea gehört also das Weltgebäude; kosmische Begriffe, die darüber hinausgehen, sind Konstruktionen, gehören aber nicht mehr zu den Kulten und spielen in der Mythologie keine Rolle mehr. Dagegen ist, wie schon die Diodorstelle besagt, jedes der zwölf Tierkreiszeichen und damit jeder Monat einem bestimmten Gotte heilig. Die verschiedenen Kalender und Rechnungsweisen, auch die verschiedenen Jahrhunderte oder Jahrtausende haben darin naturgemäß mancherlei Abweichungen gezeigt. Ein System, das nur 6 Doppelmonate unterschied, verteilte die 6 Abteilungen an je einen Gott, die Vierteilung in vier Vierteljahre giebt die je drei Monate oder je den ersten von dreien seiner Gottheit — der des betreffenden Planeten oder der entsprechenden Sonnenphase (S. 20) u. s. w.

Eine Erscheinung ist aber bei dieser Verteilung feststehend und behauptet sich auch in einer Zeit, wo sie den bestehenden Thatsachen eigentlich widerspricht. Das babylonische Pantheon stellt nicht den Sonnengott, sondern den Mondgott an die Spitze — warum, ist noch nicht klar. Diesem gehört nun nicht der erste Monat des Jahres, sondern erst der dritte, und an vierter Stelle steht dann der Sonnengott. Eine assyrische Monatsliste, die im 7. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist, verteilt:

Niſan (1. Monat = März-April): gehört Anu und Bel.
Ijjar gehört Ea
Sivan gehört Sin (Mond)
Tammuz gehört Ninib (der hier ſeine Stelle mit Schamaſch, dem Sonnengott, vertauſcht hat).

Das babyloniſche Jahr beginnt im Frühjahr, alſo mit der Tagesgleiche, die in der Zeit der Abfaſſung der Liſte eben mit dem 1. Niſan zuſammenfiel, nicht mit der Winterſonnenwende. Wir haben bei dieſer Verteilung daher folgende Erſcheinungen: 1. Es wird hier, wie oben für die Zweiteilung und den Übergang ins Griechiſche bemerkt, das Reich Anus und Bels als eins betrachtet (Zeus), das iſt alſo ſpätere Anſchauung, für den zweiten Monat folgt dann Ea. 2. Mit Sin muß ein neuer Abſchnitt beginnen. Gerade für den Sivan (Mai-Juni) bietet aber der Kalender keinen natürlichen Abſchnitt, die Zuerteilung des Monats an den Hauptgott des Pantheons muß daher eine geſchichtliche, in früheren Verhältniſſen begründete Urſache haben.

Dieſe Urſache ergiebt ſich ohne weiteres aus einer ſehr einfachen hiſtoriſchen Erwägung und einer anderweitigen Angabe über die Bedeutung des Monats Sivan. Die älteſten Urkunden, die wir haben, zeigen bereits eines der Kalenderſyſteme, die noch in ſpäteſter Zeit im Gebrauche ſind. Dieſe Urkunden gehören der erſten Hälfte des 3. Jahrtauſends v. Chr. an, eine Zeit, die wir durchaus noch nicht als Anfangsepoche babyloniſcher Kultur anſehen können. Nun findet infolge der Verſchiebung der Erdachſe oder der Pole bekanntlich auch eine Verſchiebung des Punktes der Tagesgleichen ſtatt, welche bewirkt, daß dieſe in ca. 26 000 Jahren durch den ganzen Tierkreis wandern. In einem jeden der 12 Tierkreiszeichen bleibt alſo der Frühjahrspunkt etwas über 2000 Jahre. Die uns geläufige Aufzählung der Tierkreiszeichen, wie ſie der bekannte versus memorialis enthält*), iſt die des klaſſiſchen Altertums. In den Widder iſt die Frühjahrsſonne etwa im 8. Jahrhundert v. Chr. getreten, ſo daß ſie jetzt eigentlich ſchon im Anfang der Fiſche ſteht. Es konnte den Babyloniern bei ihrer ſcharfen Himmelsbeobachtung natürlich nicht unbekannt bleiben, daß ihre Kalendereinrichtungen durch dieſe Präzeſſion der Tagesgleichen allmählich unzutreffend werden mußten, daß alſo nach etwas mehr als zwei Jahrtauſenden eine Verſchiebung um je einen Monat

*) Sunt aries taurus gemini cancer leo virgo Libraque scorpius arcitenens caper amphora pisces (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau; Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Waſſermann, Fiſche).

ſtattfinden mußte. Da die gedachten älteſten Urkunden in eine Zeit fallen, wo der Frühjahrsanfang noch nicht lange in den Stier fiel, ſo muß der Anfang babyloniſcher Kultur oder vielmehr die Entwickelung der Götterlehre zum mindeſten in der vorhergehenden Periode geſucht werden, als der Tagesgleichenpunkt noch in den Zwillingen lag. Denn damals war der dem Sivan entſprechende Monat der erſte des Jahres.

Das ſtimmt zu einer ſonſt völlig unverſtändlichen Angabe. Noch der aſſyriſche König Sargon (722—705 v. Chr.) bezeichnet den Sivan als den Monat, wo der Mondgott aus den Sonnenſtrahlen hervortritt. Das thut der Mond nun zwar allmonatlich, gemeint iſt damit aber das Zuſammentreffen von Mond und Frühjahrsſonne im ſelben Tierkreiszeichen, alſo der Frühjahrsmond, von deſſen Erſcheinen bekanntlich noch jetzt unſer Oſterfeſt — das dem babyloniſchen Neujahr entſpricht — abhängig iſt.

Der babyloniſche Kalender hat alſo hiſtoriſch zum mindeſten zwei große Umrechnungen durchgemacht, deren ſtaatliche Feſtſtellung jedesmal eine Kalenderreform bedeutet. Die letzte, welche die Umrechnung auf das Widderfrühjahr brachte, iſt in Babylon vom König Nabonaſſar durchgeführt worden, der politiſch ſonſt keine Bedeutung hatte. Alle aſtronomiſchen Berechnungen des Altertums, auf welche, wie erwähnt, unſere Tierkreisordnung zurückgeht, beginnen deshalb mit Nabonaſſars Reform ein neues Zeitalter, ein weiterer Beweis, auf welche Quellen die Aſtronomie zurückgeht, welche über Alexandria und die Araber auf uns gekommen iſt.

Jede dieſer Umrechnungen bedeutete eine neue Aera, ein völlig neues Zeitalter. Denn wenn jedes Tierkreiszeichen einem Gotte eignete, ſo hatte dieſer auch während der Zeit die Herrſchaft geführt, die Welt gelenkt. Das war in älteſter Zeit Sin geweſen, das nächſte Zeitalter hatte dem Sonnengott gehört. Die ältere Zeit bezeichnet deshalb derſelbe Sargon von Aſſyrien als die Zeiten des Nannar (einer Erſcheinungsform des Mondgottes).

Das iſt die altbabyloniſche Anſchauung, nach welcher der Mond an der Spitze ſteht und der Vater der Götter iſt, in anderen Ländern hat man die Sonne als das erſte von den beiden großen Geſtirnen angeſehen. So in Ägypten, deſſen Hauptkulte die von Sonnengöttern ſind. Dort würde man alſo eine Ordnung: Zeitalter der Sonne als erſtes und des Mondes als zweites vorauszuſetzen haben. Die ägyptiſche und babyloniſche Kultur ſind, ſoweit ſie uns hier angehen, nicht von einander zu trennen, ebenſowenig wie die

zweier moderner Kulturstaaten. Eine ältere Astronomie in dem einen von beiden ist undenkbar; daß Babylonien das Heimatland sein muß, sahen wir bereits (S. 6). Nun ist in Ägypten eine Lehre wenn nicht entwickelt, so doch in späterer Zeit betont worden, welche in der That die Sonne in den Vordergrund schiebt. Nach der altbabylonischen Sivan-Rechnung fällt der nächste Monat, also der, wo die Sonne im Krebse steht, auf den Sonnengott. Die spätere ägyptische Rechnung — wie sie z. B. in dem berühmten Tierkreise von Dendera dargestellt wird — verlegt deshalb den Anfang der Weltrechnung in ein künstlich konstruiertes Zeitalter des Krebses, also die Zeit vor etwa 5000 v. Chr., wo der Frühjahrspunkt im Krebse lag.

An Ägypten (Alexandria) hat die römische Zeitrechnung angeknüpft*), und von den Römern haben wir die unsrige. Das ist der Grund, warum in der Reihe unserer Wochentage der Sonntag vor dem Montag steht, während die babylonische Aufzählung der Gestirne stets den Mond vor die Sonne setzt.

Es ist bekannt, daß die griechisch-römische Anschauung das Zeitalter Saturns (Kronos) vor das ihrer Gegenwart, welche Zeus regiert, setzt. Der Planet Saturn ist der Planet der Wintersonne (S. 20). In der oben angeführten Diodorstelle, welche die späteste Anschauung wiedergiebt, heißt es noch, daß die Babylonier den Planeten Saturn besonders als den der Sonne angesehen und ihn so genannt hätten. Dasselbe könnte, wie wir wissen, von jedem anderen der vier Planeten gesagt werden, denn auch Merkur, Mars und Juppiter vertreten je ihre Sonnenphase und stellen je nach ihrer Stellung am Himmel ebenfalls den Sonnengott überhaupt dar, wie wir aus der astronomischen Tafel folgerten. So wird auch Mars als Sonnengott bezeichnet und von Juppiter-Marduk ist es selbstverständlich, da er ja das Sonnenjahr beginnt und überhaupt alle Götter in sich faßt (S. 23). Eine Kalender- und Himmelsordnung, welche den Saturn, die Wintersonne, betonte und welche den Sonnenlauf nicht mit der Frühjahrssonne, also in der Tagesgleiche, beim Verlassen der Wasserregion, beginnen ließ, sondern in der Wintersonne bei der Sonnenwende, also wenn sie anfängt wieder aufzusteigen, mußte auch das Jahr mit dem Winter statt mit dem Frühjahr be-

*) Man lese über die Betonung der Sonne als Urwesen aller Götter (im Sinne von S. 22) und über das Krebszeitalter Macrobius' Saturnalien nach, wo die ägyptische Lehre wiedergegeben wird.

ginnen. Das thut demgemäß auch der römiſche Kalender und dieſe Anſchauung liegt bekanntlich unſerem Weihnachten zu Grunde.

Wenn weiter eine Ordnung Sonntag, Montag, ſtatt umgekehrt durch die Verſchiebung der Sonne eingeführt wurde, ſo mußte durch die Erhebung Saturns zur herrſchenden Gottheit der Saturnstag, der Sonnabend, der heilige Tag werden. Die hebräiſche Ordnung, welche erſt dem letzten Zeitalter angehört, feiert ihn, die weitere Folgerung hat der muhammedaniſche Kalender gezogen, indem er den Sabbat zwar an letzter Stelle, wie von Römern und Juden übernommen, ſtehen läßt, ihn aber praktiſch doch dadurch an die Spitze ſtellt, daß er den Freitag zum Feiertag, alſo zum natürlichen Wochenſchluß macht. Der chriſtliche Sonntag ſtellt demgegenüber — als erſter Tag der Woche gedacht — die ältere Stufe dar.

Die Anſchauung von der verſchiedenen göttlichen Kraft der Planeten je nach ihrer Stellung (S. 10) erklärt eine weitere Erſcheinung, welche der Beſtimmung der babyloniſchen Planetennamen große Schwierigkeiten bereitet hat. In den verſchiedenen Zeiten ſind nämlich die einzelnen Namen für verſchiedene Planeten verwandt worden, dieſe haben alſo die Namen *getauſcht*. Daß das mit den Spekulationen über die Zeitalter zuſammengehangen hat, ergiebt ſich jetzt für uns von ſelbſt, und die Bedenken gegen eine ſolche Annahme fallen weg, wenn man ſich eben vergegenwärtigt, daß nicht der Planet die Gottheit iſt, ſondern daß die Gottheit in ihm ſich je nach ſeiner Stellung im Weltall offenbart. Denn ebenſo wie der Juppiter für beſtimmte Zeiten der Gegenwart Merkur werden kann, ſo kann ſich in ihm die betreffende göttliche Kraft auch offenbaren, wenn man ihn von einem anderen Lande aus beobachtet, oder wie im kurzen Zeitraum ſo für den langen, alſo in einem anderen *Zeitalter*.

Solche Vertauſchungen und damit andere Verteilungen der Planetennamen, ſowie eine andere Reihenfolge in der Aufzählung ſind mehrfach bezeugt. Gehen wir von der bereits beſprochenen aus, welche der babyloniſchen Einteilung des Jahres und der Rechnung von $3 + 4$ entſpricht. Die natürliche Reihenfolge iſt dann: Mond, Sonne, Venus; *Juppiter*, Mars, *Merkur*, Saturn. Hiervon iſt die Venus, wie wir noch ſehen werden, die *weibliche* Gottheit. Als ſolche tritt ſie an das Ende, gleichviel ob ſie zu den drei großen gerechnet wird oder bei der Einteilung $2 + 5$ als Planet gilt. An letzter Stelle begegnet ſie daher in der Aufzählung der Wochentage, inſofern der Tag Saturns jetzt an der Spitze ſteht, ebendort zeigt ſie eine aſſyriſche Darſtellung der ſieben Gottheiten in den

Felſenſkulpturen von Malathia und andere Fälle. Über die Umſtellung von Mond und Sonne iſt bereits geſprochen, es bleiben alſo noch die vier Planeten. Unſere Reihenfolge zeigt ſie der babyloniſchen im Frühjahr beginnenden Jahresrechnung entſprechend. Das Jahr kann alſo ebenſo gut an jedem andern der 4 Hauptpunkte der Sonnenbahn begonnen werden, wie wir es ja im Winter beginnen (S. 32). So iſt eine andere Rechnung des Orients diejenige, welche den Herbſtpunkt als Neujahr nimmt. Es iſt die in Kanaan verbreitete, welche darum auch das Volk Juda vor dem babyloniſchen Exil gehabt hat, und die das Judentum noch jetzt mit ſeiner Unterſcheidung eines kirchlichen gegenüber dem bürgerlichen (königlichen d. h. durch das neue babyloniſche Geſetz vorgeſchriebenen) Neujahr erhalten hat. Das ergiebt folgende Entſprechung der Planeten und damit die betreffende Umwertung der Gottheiten und Kräfte*):

Juppiter=Marduk=Gudbir	Merkur
Mars=Ninib=Kaiwan	Saturn
Merkur=Nebo=Dunghaduddu	Juppiter
Saturn=Nergal=Zalbatanu	Mars.

Die ſich hieraus ergebende Umnennung der Planeten Juppiter, Merkur u. ſ. w. iſt die in der ſpäteren Zeit gebräuchliche.

Es iſt dem Altertum nicht unbekannt geblieben, daß die Entfernung der Planeten von der — als Mittelpunkt des Syſtems angenommenen — Erde verſchieden groß iſt. Wenngleich der Tierkreis die eine Bahn iſt, auf der ſie ſich bewegen, ſo zerfällt dieſe doch wieder in verſchiedene Stufen. In wie weit dabei eine andere Anſchauung hineinſpielt, iſt hier nicht unſere Aufgabe zu unterſuchen, es genügt, daß die ſieben großen Geſtirne ſich in ſieben verſchiedenen Entfernungen um die Erde bewegen, den ſieben Sphären (Kugeln), welche die Erde umgeben (alſo dem Tierkreis entſprechen). Der Himmel der Sieben hat alſo ſieben Stufen oder Abteilungen und was die obere Welt hat, hat auch die untere. Es giebt demnach ſieben Himmel und ſieben Höllen oder Höllenſtufen. Die Vorſtellung iſt bis auf unſere Tage ſprichwörtlich, die ſieben Höllenſtufen malt noch Dante aus. Über der ſiebenten iſt der Himmel Anus (S. 29) oder nach der ſpäteren Auffaſſung der Himmel der Fixſterne.

Die verſchiedenen Zahlenſyſteme haben hierin zweifellos auch jedes ſeine eigene Rechnungsweiſe zur Anwendung gebracht, indem

*) Der zweite iſt der babyloniſche Name der betreffenden Gottheit, der dritte der Name des Planeten.

ſie einzelne Teile trennten oder zuſammenfaßten. Statt der ſieben Himmel hat man auch drei unterſchieden, — eine Anſchauung, die ſich z. B. in der Redewendung 2. Kor. 12, 2 wiederſpiegelt, vgl. S. 29.

Eine babyloniſche Planetenliſte zählt die Planeten in folgender Reihe auf:

Mond (an erſter Stelle! S. 29!)
Sonne
Dunghaduddu (Merkur reſp. Juppiter)
Dilbat (Venus)
Kaiwan (Mars reſp. Saturn)
Gudbir (Juppiter reſp. Merkur)
Zalbatanu (Saturn reſp. Mars).

Welche Spekulation über das Weltſyſtem dieſer Anordnung — die übrigens Venus als Planeten anſieht, alſo dem Schema 2 + 5 folgt — zu Grunde liegt, iſt ſchwierig*); welcher Art aber ſolche Spekulationen waren, zeigt die für die Reihenfolge unſerer Wochentage ausdrücklich überlieferte. Dieſe geht aus von der Reihenfolge der ſieben Himmel, welche aus der Zeit des Umlaufes ihrer Planeten gefolgert war, und welche bekanntlich nur den einen Fehler zeigte, daß ſie die Erde als Mittelpunkt annahm und daher die Sonne an deren Stelle ſetzte: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Juppiter, Saturn. Da man von der Rechnung eines Saturn-Zeitalters (S. 32) ausging, ſo wurde der erſte Tag, der Sonnabend, dieſem gegeben (Saturni dies, Saturday). Ferner gab man — wieder das Kleine ein Abbild des Großen — jedem Planeten je eine Stunde: alſo dem Saturn die erſte des Sonnabend, Juppiter die zweite u. ſ. w., indem man nach Durchlaufen der ſieben wieder von vorn begann. (Die achte alſo wieder Saturn.) Dann fällt die 25. Stunde, alſo die erſte des zweiten Tages auf den Sonntag u. ſ. w.

Die Planeten ſind die wichtigſten Verkünder des göttlichen Willens, ſie ſind es aber nicht allein. Vor allem offenbart ſich ja in jedem Tierkreiszeichen — alſo in Fixſternen — wieder je eine göttliche Macht, und wie dasſelbe in allen Teilen des Weltgebäudes, Erde und ihre Beſtandteile eingerechnet, der Fall iſt, ſo auch in den Fixſternen des übrigen Himmels.

*) Die Schwierigkeit beruht darin, daß Mars und Juppiter ihre Stelle vertauſcht haben. Es liegt die Anſchauung zu Grunde, daß Merkur und Venus in einer Sphäre mit der Sonne laufen: Plato, Timaeus 38.

Durch den Tierkreis wird der Sternhimmel, die obere Welt, ebenso in zwei Teile getrennt, wie die untere, unsere Erde, durch das Festland. In jedem waltet vor allem seine Gottheit — Anu und Ea — aber in jedem muß sich ebenso die Wirksamkeit der übrigen die Welt regierenden Kräfte feststellen lassen, die ja eben doch die eine große bilden, die nur verschiedene Äußerungen hat. Ebenso wie wir soeben vom Tage sahen, daß er je einem Gotte gehört, aber doch in seinen einzelnen Teilen wieder den übrigen ihr Recht gewährt, so auch die verschiedenen Teile des Himmels, also auch die des Fixsternhimmels.

Diese Erkenntnis ist vielleicht von geringerer Bedeutung für Astrologie und alles was damit zusammenhängt, als für die Mythologie, in welcher die Spekulationen über die größeren Zeiträume, über Zeitalter und Äonen niedergelegt sind, deren Wiederholung im kleineren Kreise — in Jahr und Tag — aber dann ebenso, wie bei der rechnungsgemäßen Astrologie erfolgt.

Bleiben wir zunächst innerhalb des Tierkreises selbst, so sahen wir (S. 31), daß die Ansätze und die danach anzunehmenden Anfänge der babylonischen Sternkunde in das Zwillingszeitalter, also die Zeit zwischen dem 6. Jahrtausend und 3000 v. Chr. zurückgehen. In den Zwillingen stand also die Sonne, als die Welt geschaffen wurde, d. h. als die Vorzeit des Chaos zu Ende war, als die alten Gottheiten der Unordnung gestürzt worden und eine neue Weltordnung heraufgeführt wurde. Damals regierte der Vater der Götter — d. h. der jetzt herrschenden — das Weltall, Sin der Mondgott. Ihm gehört daher das Tierkreiszeichen der Zwillinge und der Monat Sivan.

Die Zwillinge sind durch die beiden Sterne gekennzeichnet, welche die an sie geknüpfte Sage und ihren griechischen Namen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben: Castor und Pollux. Die babylonische Sternkunde unterscheidet aber nicht weniger als drei solcher Zwillingsgestirne an verschiedenen Stellen des Himmels, die Gottheit, die sich hier offenbart, ist also auch noch an anderen Stellen des Himmels zu erkennen. Daß die Siebenzahl wieder mit der der Planeten und der sieben Planetenhimmel in Verbindung gebracht sein wird, kann man ohne weiteres annehmen: so hatte auch der Fixsternhimmel seine sieben Stufen.

Wie im großen, so im kleinen, wie der Tag, so die Stunde: das Weltengeschick, das sich in der Gesamtheit offenbart, muß auch in dem ersten Zeitalter wirksam sein, also sich auch in dessen Gestirnen zeigen. Die beiden Zwillinge werden dementsprechend erklärt,

sie sind nach ausdrücklicher Aussage nichts anderes, als der Mondgott Sin und Nergal, d. i. der Sonnengott in der Winter- oder Nachtphase, während seines Aufenthaltes in der Unterwelt (Planet Saturn). Im ersten Tierkreiszeichen, wie am Anfang der Welt herrschte also der Mond — natürlich in sichtbarer Form — und trat in dem einen der beiden Zwillinge in die Erscheinung; gleichzeitig offenbarte sich in dem andern die Sonne und dann selbstverständlich in der Form, die sie zu eben dieser Zeit hatte, in der Form ihrer Unsichtbarkeit, der Nacht- oder Wintersonne. Daraus folgt, daß die Sonne zuerst als Saturn erscheinen muß, wir haben also den Grund für die Betonung dieser Form und den Jahresanfang im Winter. Bei Zweiteilung des Jahres und des Sonnenlaufs tritt an diese Stelle der Herbstanfang, der Merkur gehört; auf jeden Fall stand das erste Zeitalter, weil in ihm der Mond herrschte, im Zeichen der der Sichtbarkeit des Mondes entgegengesetzten Sonnenphase.

Hieraus ergiebt sich, daß das ältere der Jahresanfang im Herbst ist, daß also der Kalender, den wir in Kanaan kennen (S. 34), gegenüber dem von Babylon der frühere ist. Ohne weiteres haben wir dann auch die dem System entsprechende Erklärung des babylonischen Kalenders und der Berechtigung zu seiner Ableitung aus dem Wesen seines Gottes. Die Herrschaft Babylons fällt bereits in das Zeichen des Frühjahrsanfanges im Stier. Dieser gehört zunächst der Sonne, dann aber, da ja mittlerweile der Mond untergegangen ist, der Sonne in ihrer entgegengesetzten Form, also — bei Zweiteilung — der Frühjahrs- oder Morgenphase, d. i. eben Marduk (Planet Juppiter), der Stadtgott von Babylon.

Daß der Dioskurenmythus seine Erklärung hieraus von selbst empfängt, bedarf keiner Ausführung. Kastor und Polydeukes können nie vereint sein: ist der eine in der Unterwelt, dann ist der andere bei Zeus. Mond und Sonne sind nie vereint, Tag und Nacht sind Gegensätze.

Weiter aber findet die Dioskurensage durch diese Feststellung in unbeachteten Weiterbildungen ihre Erklärung, die sich nur aus der orientalischen Gestirnmythologie erklärt. Wir haben nämlich in der Göttergenealogie, wie stets, verschiedene Schemas zu unterscheiden. Nach dem einen ist der Mondgott der Vater der Götter, der „aus sich selbst erzeugt wird“. Seine beiden Kinder sind der Sonnengott und die Istar (kanaanäisch Aschtoret) d. i. der Planet Venus. Daneben aber sind auch alle drei die Kinder des Bel (Zeus). Damit

haben wir die Erklärung der Schweſter der Dioskuren, Helena. Deren Raub ſetzt ſie ohne weiteres mit der Proſerpina, der Göttin der Unterwelt, der jungfräulichen Kore gleich. Die babyloniſche „Höllenfahrt der Iſtar“ findet hierin ihre Erklärung.

Nach wieder einem anderen Schema iſt aber der Venusſtern männlich: griechiſch Phosphoros, Lucifer (und dafür die Sonne weiblich). Das iſt zuſammengeworfen in einer Wendung der Sage, welche weiß, daß es eigentlich drei Dioskuren (lucus a non lucendo: drei Zwillinge!) gegeben habe.

Der Mond und ſein Tierkreiszeichen ſteht an der Spitze des Weltenlaufes, deshalb begegnet auch die Dioskurenſage mit Vorliebe als Stoff derjenigen Legenden, welche eine neue Geſchichtsperiode oder die Urgeſchichte eines Volkes überhaupt einleiten.*) Sie liegt zu Grunde dem Verhältniſſe Abrahams, des erſten Patriarchen, zu Lot: „Willſt Du zur Rechten, ſo will ich zur Linken“. Abraham aber iſt der Gatte ſeiner Schweſter (1 Moſ. 20, 11), wie im babyloniſchen Pantheon der Gatte der Iſtar auch ihr Bruder iſt. So wird Helena die Gattin des einen der beiden Brüder Agamemnon nnd Menelaos, die damit an die Stelle der beiden Dioskuren treten. Denn auch Menelaos wird Helena geraubt, und Agamemnon iſt der oberſte Führer der Griechen, aber ſeine Rolle tritt trotzdem ſtark zurück: das Zeitalter des Mondes iſt längſt verfloſſen und in Wahrheit beherrſcht die Welt der Sonnenheros Achilleus.

Das zweite Zeitalter, das des Stieres und des Sonnengottes in ſeiner Äußerung als Frühjahrsgott Marduk, iſt das der politiſchen Herrſchaft Babylons. Dieſes hat ſeine Machtſtellung durch die „erſte Dynaſtie von Babylon“ erhalten und iſt darin bis auf die ſpäteſten Zeiten babyloniſch-aſſyriſcher Kultur anerkannt worden. Es iſt das Rom des Orients, und als längſt ſeine politiſche Macht geſchwunden iſt, als ſeine Herrſcher nur Schattenkönige von Aſſyriens und Elams Gnaden ſind**), da erkennt doch Aſſyrien die geiſtige und geiſtliche Herrſchaft der Stadt Marduks an. Die Welttheorie, die den Gott der Frühjahrsſonne und den Planeten Juppiter zum oberſten Herrn der Welt im Götterſchema macht, erſtreckt ihren Ein-

*) Auch in Rigveda ſind die Zwillinge (Açvinau) das Geſtirn der Morgenröte. Das iſt alſo ebenfalls babyloniſche Entlehnung und läßt ebenſo wenig wie bei anderen Völkern einen Schluß auf das Alter der indiſchen Mythologie zu.

**) Vgl. „Die politiſche Entwicklung Babyloniens und Aſſyriens“ (Jahrgang II des „Alten Orients“) S. 17.

fluß aber weit über die Grenzen Babyloniens hinaus. Der Herr der römiſchen Welt, Juppiter, giebt ſeinen Namen dem Planeten Marduks, weil er deſſen Begriff entſpricht, und der Vater Zeus, urſprünglich der babyloniſche Bel (S. 29), iſt der oberſte Gott, obgleich er nicht der Herr eines der führenden Staaten iſt. Sein Heiligtum (Olympia) gilt trotzdem als das Nationalheiligtum, denn Marduk war dem alten Orient längſt Bel, „der Herr", geworden (vgl. S. 23). Die ſpätere Zeit meint unter Bel gewöhnlich den Gott von Babylon, Marduk.

Das Tierkreiszeichen des neuen Herrn der Welt iſt der Stier, auf dem Stier ſtehend wird Marduk daher dargeſtellt, in der Hand trägt er das Blitzbündel, das Zeichen des Frühjahres, das im Gewitter die Macht des Winters bricht. Bei anderen Völkern tritt an deſſen Stelle der Hammer (beim germaniſchen Tor) oder das Beil (beim hethitiſchen Teſchub, dem kanaanäiſchen Hadad oder Ramman entſprechend). Im Stier ſteht die Gruppe der Hyaden mit dem hellſten Sterne Aldebaran. Sie ſtehen in Geſtalt eines lateiniſchen V, d. h. ſie haben das Ausſehen des altorientaliſchen Buchſtaben Gimel (griechiſch Gamma). Dieſer hat ſeinen Namen von dem gamlu, der Waffe Marduks, welche ſpäter als ein Sichelſchwert dargeſtellt wird. Ihr Urſprung dürfte eine dem Bumerang ähnliche Waffe geweſen ſein. Der Buchſtabe ſteht aber an dritter Stelle im Alphabet, denn er hat die Stellung ſeines Gottes hinter dem Zeichen erhalten, das den Zwillingen entſpricht.*) Da die Präzeſſion umgekehrt verläuft, ſo iſt das Tierkreiszeichen des herrſchenden Zeitalters an die Spitze getreten: Aleph-Alpha „das Rind".

Das klaſſiſche Altertum, welches die altorientaliſche Kultur vorwiegend nur in Ägypten kennen lernte, denn Babylonien war den Griechen durch die Perſer und den Römern durch die Parther verſchloſſen, hat endlich auch dem dritten Zeitalter, dem des Widders, ſein Recht werden laſſen, indem es den Kult des widderköpfigen „Juppiter" der Oaſe Ammon betonte. Alexander — und vor ihm

*) Das Buchſtabenalphabet zeigt die Reſte der alten Einteilung des Schriftſyſtems nach dem des Himmels. Es ſind 12 und 5 Lautzeichen darin unterſchieden. Die 5 dienen wie im Keilſchriftſyſtem zur Bezeichnung mehrer Laute (ſ, k, p, t-Laute). Das letzte der 12 iſt reſch, das erſte aleph. Es liegt alſo die Ordnung der Tierkreiszeichen nach dem Stierzeitalter zu Grunde, denn reſch iſt babyloniſch-aſſyriſche Ausſprache für hebräiſches roſch der Fürſt, der Führer. Es iſt danach Synonym oder Überſetzung von der aſtronomiſchen Bezeichnung des Widders lulim, die ebenfalls „Führer, Fürſt" („Leithammel") bedeutet.

ſchon Pauſanias u. a. — ſind deshalb beſtrebt geweſen, ſich der Zuſtimmungen dieſes Gottes zu verſichern.

Von den übrigen Tierkreiszeichen giebt ſich das der Jungfrau ſofort als dasjenige zu erkennen, welches der Iſtar, der jungfräulichen Göttin einerſeits und Göttin-Mutter andrerſeits entſpricht. Wenn die Dioskurenſage am Anfange von Geſchichtsepochen mit Vorliebe als Stoff für die Legenden benutzt wird, ſo haben wir hier ein ſchönes Beiſpiel, wie lange noch die aſtrale Deutung der Legenden ſich erhalten hat. Die römiſchen Erzählungen von der Vertreibung der Decemvirn hat man leicht als eine Wiederholung der Legende von der Vertreibung der römiſchen Könige erkannt. Wie dabei Lucretia, ſo fällt bei jener Virginia, die Jungfrau, als Opfer. Beidemale ſind die Dioskuren leicht in den Helden der Vertreibung zu erkennen, denn jedesmal verſchwindet einer davon. Dasſelbe Motiv hat die atheniſche Tyrannenvertreibung verwendet, indem die ebenfalls als Dioskuren von der Sage behandelten Harmodios und Ariſtogeiton — die in Wahrheit gar nichts mit der Vertreibung zu thun haben — eine vom Tyrannen beleidigte Schweſter haben. Das Motiv der Tyrannenvertreibung wird uns ebenfalls noch klar werden; daß es der Sturz der alten Mächte beim Beginn der neuen Epoche ſein muß, vermögen wir ſchon jetzt zu erkennen. Wenn man nach dieſer Erklärung der Legende in dem Namen der Virginia die Anſpielung auf den jungfräulichen Charakter der Iſtar als Kore-Perſephone, als Iſtar in der Unterwelt (Planet Venus in der 3. und 4. Phaſe) findet, ſo wird der Zuſammenhang ohne weiteres klar.

Das Zeichen der Jungfrau führt im Orient aber häufig den Namen der Ähre (hebräiſch schibbolet, arabiſch sanbalat), nach der Ähre, welche die Jungfrau in der Hand trägt. Wenn in der altteſtamentlichen Erzählung von der merkwürdigen Sprachprobe, welche mit dem schibbolet angeſtellt wird (Richter 11, 6), dieſe als Anhang der Jephta-Legende erſcheint, ſo wird jetzt der ſymboliſche Zuſammenhang mit der unmittelbar vorhergehenden von dem Ende der jungfräulichen Tochter Jephtas klar. Wenn dieſe dann ihre „Jungfrauſchaft“ zwei Monate lang beweint, ſo liegt weiter die Erinnerung an die Einteilung des Jahres in 6 Doppelmonate oder Jahreszeiten zu Tage. Denn ein Monat gehört der Jungfrau als Tierkreisbild, eine Jahreszeit als einer der ſechs Gottheiten oder großen Geſtirne, welche bei der 6-Teilung (S. 20) in betracht kommen. Deshalb hat der letzte der benannten urſprünglichen Doppelmonate, der Juni, ſeinen Namen von der Juno.

Weiter ist stets ein Rätsel die Ableitung des Namens der Sibylla gewesen. Daß diese Gestalt der Legende, welche für das Wahrsagewesen des Altertums von so großer Bedeutung geworden ist, orientalischen Ursprung hat, ist bei dem Wesen der „sibyllinischen Orakel“ ohne weiteres klar.*) Der Anklang an den Sternnamen der Jungfrau liegt zu Tage, die Ištar-Jungfrau ist überhaupt die einzige weibliche Gestalt des Pantheons, welche es giebt; auf eine solche muß aber die weibliche Beraterin, die mit Numas Egeria identisch ist, zurückgehen.

Bleiben wir weiter bei den Tierkreiszeichen, so fällt nach der Einteilung des klassischen Altertums — also nach der Widder-Rechnung — in das siebente, das der Wage, der Herbstanfang. Das ist bei der Zweiteilung der Anfang der Winter- oder dunklen Hälfte des Jahres, während derer die Sonne dem Tode verfallen ist. Die Wage ist das Zeichen Merkurs, der griechische Hermes aber leitet die Seelen in die Unterwelt. Sein Ebenbild, der babylonische Nebo, der in der Nachbarstadt Babylons, in Borsippa verehrt wird, ist das Gegenstück zu Marduk, er stellt die Herbst- und Wintersonne dar. Sein Tier ist der Hahn, mit dessen Zauber man verschlossene Thüren öffnen kann, der als Sühneopfer dem Gotte der Totenwelt dargebracht wird (der jüdische Kappores-Hahn), dessen Krähen aber das Ende der Herrschaft seines Herrn verkündet und dann im Mythus, wo die Gegensätze leicht in einander übergehen, überhaupt das Ende der Dinge bezeichnet; denn wenn die Herrschaft des Winters zu Ende, beginnt zwar die des Lichtes neu, aber es ist auch ein Zeitkreis zu Ende.

Nebo-Hermes ist zugleich auch der Gott der Unterwelt und der Nacht, sowie des nächtlichen Lebens. Alles was in der Nacht sein Wesen treibt, steht daher unter seinem Schutze, vor allem der Dieb der Nacht, welchen wohl das Öffnen verschlossener Thüren vor allem angeht. Nebo-Merkur ist der Gott der Diebe, die freilich ihm auch auf andere Art verfallen. Wenn sie sich erwischen lassen, so bringt man sie zu ihrem Gotte, dem Herrn der Unterwelt, der in der Tiefe haust. Man steckt sie in das „Loch“, hebräisch bôr, womit jedes in die Erde gegrabene Loch, also auch der Brunnen, ebenso be-

*) Die jetzige Gestalt der „sibyllinischen Bücher“ ist bekanntlich jung. Die Gestalt der älteren giebt sich nach der Beschreibung jedem Kundigen sofort als die der Einrichtung babylonischer Omina-Sammlungen zu erkennen. Man halte damit zusammen, daß wir jetzt altbabylonische Nachbildungen von Opferschau-Lebern haben, welche zeigen, woher die etruskische Wahrsagekunst, die Quelle der römischen, stammt.

zeichnet wird, wie die Unterwelt, in die es hineinreicht. Ein ſolches Loch aber iſt urſprünglich jedes Gefängnis, das unterirdiſch gedacht iſt (vgl. Jeremia in der Ciſterne, Jer. 38, 6). Selbſt in ſpäterer Zeit ſcheint es noch dieſe Geſtalt bewahrt zu haben, denn in den aſſyriſchen Thorgebäuden hat man nur von oben zugängliche Schächte gefunden, von denen man annimmt, daß ſie dort, wo die Stätte des Gerichtes war, auch gleich als Gefängnis gedient haben. In die Unterwelt und in das Gefängnis, den bôr, hinabſteigen, iſt alſo ein und dasſelbe. Hierzu vergleiche man den Ausdruck in 1. Pet. 3, 19.

Wie im Tierkreis, ſo ſollen die Götter auch an den andern beiden Himmels- und den entſprechenden Weltteilen vertreten ſein. Die verſchiedenen Zwillinge (S. 36) ſind ſowohl im Tierkreis als am Nord- und Südhimmel*) vorauszuſetzen. Die des Tierkreiſes ſind zweifellos diejenigen, welche als „die großen Zwillinge" bezeichnet werden. Davon werden unterſchieden „die kleinen Zwillinge", die vorläufig nur einmal ohne weitere Angabe genannt werden. Wir würden nach unſerer Anſchauung ſie im Gegenſatze zu den übrigen am Nordhimmel zu ſuchen haben; zwei ſehr geeignete Sterne, die ins Auge fallen, wären Capella**) und β im Fuhrmann, denn ſie ſtehen ſowohl in der Nähe der Zwillinge, ſo daß bei teilweiſe bedecktem Himmel man wohl einmal ſchwankend ſein kann, welches von beiden Paaren man gerade ſieht, und ſie würden bei dieſer Annahme ein paſſendes Gegenſtück zu dem dritten Paare bilden. Das ſind „die Zwillinge, welche vor (gegenüber) dem Sib-zi-anna-Sterne — d. i. γ der Zwillinge — ſtehen". Die beiden, welche als ſich entſprechend ſofort in die Augen fallen, und welche als zuſammengehörig auch durch ihre Namen gekennzeichnet werden, ſind zweifellos der große (Sirius) und der kleine Hund (Prokyon) am Südhimmel.

---

*) Nord- und Südhimmel wird hier ſtets im babyloniſchen Sinne gebraucht als Himmel Anus und Eas, nördlich und ſüdlich der Ekliptik oder des Tierkreiſes. Unſere Unterſcheidung von nördlicher und ſüdlicher Hemiſphäre kommt natürlich nicht in Betracht.

**) Dieſe Vermutung erhält dadurch eine weitere Stütze, daß die Zwillinge auch als zwei Ziegen dargeſtellt werden. Der Fuhrmann aber iſt recht eigentlich das Ziegengeſtirn, denn außer der Capella ſtehen in ihm noch die Ziegen (arabiſch el-'ajuq) und die beiden Böckchen (el gedjan). In Ägypten liegt die Zwillingsſtadt, die Stadt des Horſaphes, deſſen „linkes Auge der Mond und deſſen rechtes die Sonne iſt", im Ziegengau.

Dieſe einfach aus der Sternkarte ſich aufdrängende Vermutung wird beſtätigt durch Mythologie und Legende. Sirius und Prokyon werden von den Babyloniern als Bogen- und Lanzenſtern bezeichnet. Wenn ſie die Zwillinge ſind, ſo müſſen ſie Mond und Sonne darſtellen. Das Abzeichen des Mondgottes — und der entſprechenden Heroen — iſt die Lanze, das des Sonnengottes (Apollo!) der Bogen. In der perſiſchen Geſchichtslegende, die Herodot erzählt und die ganz nach orientaliſchem Schema eingekleidet iſt, folgt er der Ordnung ſeiner Zeit, alſo der der Widderrechnung, aber mit Anklängen an die vorhergegangene. Sein erſter Perſerkönig Kyros wird mit Mondlegenden ausgeſtattet, der zweite, Kambyſes erſcheint als großer Bogenſchütze, alſo als Sonnenheld. Das dritte Zeichen iſt das der Zwillinge. Einen Zwillingskönig nachzuweiſen, iſt wahrlich keine Kleinigkeit, aber es wird doch ermöglicht. Der dritte Herrſcher, der „falſche Smerdes“ oder Magier erhält einen Bruder. Als die Beiden von den ſieben Verſchworenen angefallen werden, verteidigen ſie ſich — der eine mit der Lanze, der andere mit dem Bogen. Der eine entflieht und man hört nichts mehr von ihm — er iſt alſo überlebender Dioskur und Retter in der Not für den Legendenfabrikanten in einer Perſon — nur der andere wird getötet. Die beiden ſind das getreue Ebenbild des Bruderpaares Ajas und Teukros, deren einer mit der Lanze, der andere mit dem Bogen kämpft, und von denen Ajas an der typiſchen Mondkrankheit der Melancholie (Neumond, S. 54! ſie iſt bei Herodot auf Kambyſes übertragen) ſein Ende findet, während der andere ihn überlebt.

Sonne, Mond und Iſtar (Venus) ſind eins, inſofern ſie dieſelbe Gottheit darſtellen. Im beſondern iſt der Sirius als Bogenſtern Sonnengottheit. Von den dreien iſt Iſtar die weibliche Gottheit. Auch dieſe Eigenſchaft hat der Sirius. Er iſt bei Ägyptern und Arabern weiblich, die Sonneneigenſchaft aber zeigt er im arabiſchen Namen: shi'raj „die Haarige“, denn die Haare ſind das Symbol der Sonnenſtrahlen (beim Monde: weiße Haare). Darum heißt auch die arabiſche Semiramis — d. i. Iſtar, der die Taube heilig iſt, der Vogel, in welchen ſich Semiramis verwandelt — Zebbaj „die Haarige“ mit Anklang an den Namen der Königin von Palmyra, Zenobia, auf welche die arabiſche Legende die Semiramismythen übertragen hat. Bei den Ägyptern iſt der Hundſtern ebenfalls weiblich (die Sothis). Die Beziehung zum Sonnenkreislauf zeigt der ägyptiſche Kalender, denn dieſer rechnet nach der Siriusperiode, d. h. er kennt einen großen Zeitraum von 1460 Jahren,

während deſſen der Frühaufgang des Sirius durch das ganze Sonnenjahr herumläuft, ſo daß er nach dieſem Zeitraum wieder auf denſelben Tag fällt.

Als Marduk im Weltenkampfe das Ungeheuer Tiamat getötet hat, ſpaltet er ſie in zwei Teile, welche nunmehr die obere und untere Himmelshälfte darſtellen. Tiamat wird als große Schlange, als Midgardſchlange gedacht. In der Vorvergangenheit — die ja auch wieder ein Abbild der ſpäteren iſt — iſt ſie aber auch in ihren beiden Hälften vertreten. Sie hat bei dem Kampfe außer elf andern Mitkämpfern*) — ſie ſind die Ungeheuer des ſüdlichen Sternenhimmels und entſprechen den Zeichen des Tierkreiſes, denn es ſind immer nur 11 Zeichen vorhanden, das 12. iſt von der Sonne bedeckt, gehört in dieſem Falle Marduk — noch ihren Gatten als Helfer, Kingu. Wir werden noch ſehen, daß jedem Gottbegriff der der vollkommenen Natur, der Vereinigung des Männlich-weiblichen anhaftet. Alſo muß auch Tiamat Mann-Weib ſein. Da nun Tiamat der Name des Urwaſſers und damit der Waſſertiefe (hebräiſch tehôm) iſt, ſo haftet ihr Begriff hauptſächlich am unteren ſüdlichen Teile des Himmels, der Waſſerregion, dem Reiche Eas. Dort ſteht ſie denn auch in der Geſtalt des „Waſſerungeheuers“ Cetus, unſeres Walfiſches, als Sternbild. Am Nordhimmel entſpricht ihr das männliche Schlangenungeheuer der Luft: der Drache, der ſich in gleich gewaltiger Ausdehnung zwiſchen dem großen und kleinen Bären, alſo in nächſter Nähe des Nordpols ausdehnt.

Sind ſo in den Zwillingsgeſtirnen die Geſchicke von Mond und Sonne und die Entwicklung ihres Zeitalters vorgezeichnet, ſo muß im Zeichen, das Marduks Herrſchaft heraufgeführt hat, alles ſich finden, was zum Marduk-Mythus gehört, d. h. zum Mythus der Frühjahr-Sommer- und ihres Gegenſtückes, der Herbſt-Winter-Welt. Nicht nur Marduk, die Lichtgottheit, ſondern auch Nebo oder Nergal (Saturn), die Gottheit der finſtern Welt muß darin vertreten ſein. Marduks Waffe in den Hyaden, dem den Zwillingen zugekehrten Teile des Stieres, kennen wir bereits (S. 39). Sie ſtehen im Kopfe des Stieres. Das Gegenſtück Marduks, die winterliche Sonne, wird vertreten durch das Siebengeſtirn, die Plejaden, welches Nergal, dem Gotte der Unterwelt gehört. Aus dieſer Thatſache erklärt ſich ein gutes Stück Mythologie und Feſtordnung. Als Zeit der Unſichtbarkeit der Plejaden wird nach ausdrücklichem Zeugnis Heſiods vierzig

*) Vgl. Zimmern, Bibliſche u. babyl. Urgeſchichte S. 15 (Alter Orient II, 3).

Tage angenommen, 40 Tage also weilt der Sonnengott in seiner winterlichen Erscheinung in der Unterwelt, um dann wieder zum Lichte emporzusteigen: die Zahl der Tage zwischen Ostern und Himmelfahrt.

Unschwer läßt sich zu diesem Siebengestirn des Tierkreises das Gegenstück am Nordhimmel vermuten: der große Bär. Dessen Beziehung zum toten Sonnengotte oder der Wintersonne herzustellen, ist auf den ersten Blick ein verzweifeltes Unternehmen und doch ermöglicht es die Sternkarte ohne jede Schwierigkeit. Adonis, der Tammuz des Orients, der Gott, der eben Marduk als Frühjahrsgott und Nebo-Nergal als Wintergott, als die blühende und tote Natur, als Gatte der Venus und als von dieser getrennter Geliebter darstellt, findet seinen Tod durch den Eber, der eben darum sein Tier ist: der Eber des germanischen Tor, das heilige Tier des Gewittergottes. Ältere Karten zeigen aber den großen Bären als Eber.

So erhalten wir wieder dasselbe Bild im Stier und seinen Entsprechungen wie in den Zwillingen und deren Ebenbildern*): den Kreislauf der Natur, die Ablösung von Sommer und Winter, Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Leben und Tod dargestellt.

Adonis findet seinen Tod auf der Jagd, er ist also der himmlische Jäger, Hakelbernd der germanischen Sage, der biblische Nimrod, von dem freilich nichts mehr übrig geblieben ist, als diese kurze Angabe über seine Thätigkeit. Der Jäger, den die Sternkarte als solchen kennzeichnet, ist aber Orion, dessen Sternbild das prächtigste des Südhimmels ist. In diesem Bilde müßten also diejenigen Mythen wiedergefunden werden, welche wir im Stier und großem Bären feststellen konnten, und die überhaupt den ganzen Weltenlauf darstellen.

Im Orion haben wir zunächst die drei Gürtelsterne, auch Jakobstab genannt. Der letztere Name enthält die Anspielung auf 1 Mos. 32, 11 „denn (nur) mit meinem Stabe überschritt ich den Jordan", die Benennung war aber nur möglich, wenn die gesamten Anspielungen, in welche die betreffende Erzählung gekleidet ist, noch völlig verstanden werden. Denn Jakob, der den Jordan überschritten hat, ist dort als Mond (im Frühjahr) gedacht, der nun wieder aus der Wasserregion zurückkehrt und dabei den Jordan abermals überschreitet. Typisch für diesen Frühjahrsmythus sind die zwei Lager, in welche er seine Herden teilt. Der Beginn des Jahres besteht

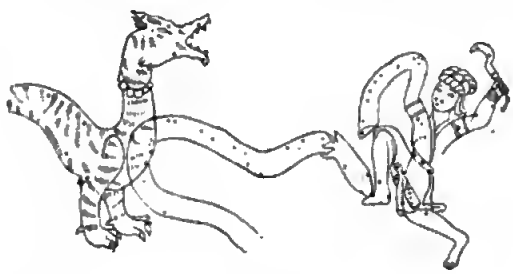
*) Zu Zwillingen = Fuhrmann = Ziegen (S. 42) vergleiche man, daß im großen Bären die Ziege (el 'anaq), im kleinen das Ziegenböckchen (el gedi) sich wiederfindet.

darin, daß Mond und Sonne im ſelben Zeichen zuſammentreffen, beide haben alſo ein Haus oder ein Lager für ſich. Die zwei Heerlager des befreundeten Heeres begegnen auch in der römiſchen Legende. Jakob mit Eſau, der als Edom der Vertreter des Südlandes und dann der Sonne iſt — deshalb iſt er haarig — ſind alſo als Frühjahrs-Mond und -Sonne geſchildert, welche den Jordan überſchreiten, d. h. die Waſſerregion verlaſſen, um nun jeder getrennt weiter zu marſchieren. Denn nach ihrem Zuſammentreffen gehen Mond und Sonne mit verſchiedener Geſchwindigkeit ihren Weg.

Im Orion iſt alſo der Frühjahrsmythus verkörpert, er enthält Eigenſchaften, welche Mond und Sonne als Frühjahrsgottheiten eignen. Marduks Waffe iſt das Sichelſchwert (S. 39): ein ſolches ſchwingt Orion auf dem alten arabiſchen Globus zu Dresden (vom Jahre 1279).

Die drei Gürtelſterne kennt noch heute in katholiſchen Ländern jedes Kind als die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande: Kaſpar, Melchior und Balthaſar. Was von dieſen erzählt wird bis auf den Inhalt unſeres Kaſperſpieles, läßt ſie genau als die beiden Helden des Buches Eſther erkennen, deren Schickſale am Purimfeſte Gegenſtand eines ähnlichen Volksſpiels ſind. Danach iſt der Inhalt des Mythus wieder der Jahresmythus: der Lichtgott und der ſchwarze Gott (einer der drei Könige iſt ſchwarz) ſtreiten miteinander. Zunächſt bedroht die Finſternis das Licht, dann ſiegt dieſes und der ſchwarze Gott wird an den Galgen gehängt (Kaſperle hängt den Teufel). Zwiſchen beiden ſteht der König, wobei wieder die Dreiheit zu ihrem Rechte kommt: Anu, Bel und Ea (Waſſer-Unterwelt). Im Eſtherbuche ſpielen dabei noch die beiden Königinnen eine Rolle. Eſthers Name zeigt ſchon, daß ſie die Iſtar iſt, die Königin. Vaſthi iſt ihr Gegenſtück, die jungfräuliche Kore, die ſich dem König verweigert.

Alſo ſteht in den drei Gürtelſternen der ganze Jahresmythus.



Derſelbe arabiſche Globus zeigt aber, daß Orion ſein Sichelſchwert gegen den Cetus ſchwingt, den Walfiſch d. i. die Tiamat, der am andern Ufer des Fluſſes Eridanus, welcher zwiſchen beiden fließt, den Rachen gegen ihn aufſperrt, gerade wie Tiamat gegen Marduk.

Aus rein mythologiſchen Gründen hat man erſchloſſen, daß der germaniſche linkshändige Ziu (Tyr), der enge Verwandtſchaft mit dem Tor zeigt, und durch die Namen der Wochentage (Dienstag) mit Mars gleichgeſetzt wird, dem Mucius Scaevola der römiſchen Legende entſpricht. Das auch die bibliſchen Erzählungen dieſe Geſtalt kennen, iſt bekannt, denn Ehud, der Heros und Richter Benjamins, iſt ebenfalls linkshändig. Daß zum Überfluß eine Anſpielung auf den Stammnamen Jemin oder Benjamin, d. d. den Rechten (alſo im Gegenſatz) vorliegt, drängt ſich auf, wenn man lieſt, daß gelegentlich die ganze Heerſchar der Benjaminiten als linkshändig geſchildert wird (Richter 20, 16)! Ferner ſcheint der Name Ehud auch keilinſchriftlich für den Gottesbegriff des Planeten Mars bezeugt zu ſein (Achud). Mars und Saturn gehören aber zuſammen oder wechſeln (S. 34). Jemin „der Rechte“ heißt der Stamm Benjamin als der ſüdlich wohnende, im Gegenſatz zu dem nördlichſten des Stammverbandes oder des Landbegriffes, zu dem er als angehörig gilt. Der Süden iſt aber die Unterwelt, das Gebiet Mars-Saturns als des Sonnengottes bei ſeinem Tiefſtand, oder ſeinem Aufenthalt in der Unterwelt (Winter). Nun iſt auf unſerem arabiſchen Globus Orion linksarmig dargeſtellt, während ihm der rechte Arm fehlt! Das iſt eine ungeſuchte Beſtätigung der rein mythologiſchen Erwägungen.

Im Orion alſo ſpiegelt ſich wieder am Südhimmel der Sonnen- und Jahresumlauf ab. Auf ihn wird deshalb der Jahresmythus ebenfalls angewandt und deſſen Geſtalten zeigen daher oft Orioncharakter. Orion iſt nun der gewaltthätige Rieſe: wenn die Beſiegung des alten Jahres durch das neue als der Kampf des kleinen Helden gegen den ungeſchlachten Rieſen dargeſtellt wird, ſo erklärt ſich das jetzt ſehr einfach.

Eine weitere Erklärung findet eine merkwürdige Symbolik, die geeignet iſt, das Herüber und Hinüber dieſer Sternkunde in das rechte Licht zu ſetzen. Orion hat die rechte Hand verloren. Wie das Beiſpiel Zius zeigt, als Bürge für ein nicht gehaltenes Verſprechen ſeines Gegenpartes Tor (der Frühlingſonne, Marduk). Es liegt alſo ein Meineidsmotiv vor, denn die Rechte iſt die Schwurhand. Im großen und kleinen Hund hatten wir bereits die beiden Sonnenhälften oder den Jahresmythus gefunden, denn ſie ſtellen die Dioskuren oder Mond und Nachtſonne, oder Tag- und Nacht-, Sommer- und Winterſonne dar. In der Darſtellung der babyloniſchen Tierkreiszeichen tritt die Beziehung zu Mars (Ninib) her-

vor, denn ſtatt des Löwens, des Zeichens des Sommeranfangs nach Stierrechnung, wird ein Hund dargeſtellt (wobei noch zu beachten iſt, daß der Löwe nach babyloniſcher Schreibung als der „große Hund“ angeſehen wird). Von dieſem heißt der nördlich ſtehende kleine Hund arabiſch esch-schi'raj esch-schamijje „die nördliche Haarige (Strahlende)“ und der große esch-schi'raj el-jemanijje „die ſüdliche Haarige“. In beiden wären alſo bei der Anwendung des Jahresmythus die Tor- und Ziu-Eigenſchaften dargeſtellt. Alle beide führen aber auch der erſte den Beinamen el rhamuç, der andere el 'abûr, und beides bedeutet „der Meineidige“. Denn meineidig ſind beide geworden, Tor durch ſeine That, Ziu durch ſein Eintreten für ihn als Bürge.

Wie weit dieſe Deutungen gehen und wie möglichſt überall ſich dasſelbe wiederholt, zeigt das Verwenden desſelben Motivs bei noch zwei Sternbildern. Im Centauren wie im Schiffe (Arche) — alſo in zwei ſüdlichen Bildern — ſtehen je zwei Sterne, welche arabiſch Hador und Wezen genannt werden. Sie heißen auch die Schwur- oder Meineid(!)-Sterne, und die Beziehung des Meineids auf den großen Hund wird dadurch beſtätigt, daß auch in ihm, alſo an dritter Stelle, zwei beſtimmte Sterne als Hador und Wezen bezeichnet werden.

Das wird genügen, um das Weſen der ganzen Anſchauung von der Offenbarung der göttlichen Mächte in den Sternen und die Bedeutung der Sternkarte als Lehrbuch der Mythologie und der geſamten Weltauffaſſung zu kennzeichnen. Die gewählten Beiſpiele erweiſen auch, daß bis in ſpäteſte Zeiten noch die Bedeutung der Mythen klar geweſen iſt und daß man die Beziehung auf die Sternkunde noch mit vollem Bewußtſein in die Legenden hineingelegt hat. Lehrreich iſt in dieſer Beziehung eine Betrachtung alles deſſen, was als geſchichtliche Darſtellung des Altertums gegeben wird. Die bibliſche Darſtellung, die griechiſch-römiſche — dieſe durch den Hellenismus von neuem in orientaliſches Fahrwaſſer geraten, das ſie durch Thukydides verlaſſen hatte — und die arabiſch-islamiſche benutzen mit vollem Bewußtſein die alten Mythen nach ihrer aſtralen und kosmologiſchen Bedeutung, um einerſeits den Erzählungsſtoff, die Einkleidung und Ausſtattung von Begebenheiten zu gewinnen, von denen keine genaue Überlieferung mehr vorlag, andererſeits den Verlauf der Geſchichte als eine zwingende Folge der vorbeſtimmten und

aus den Sternen zu entnehmenden Weltenſchickſale zu erweiſen. Die apokalyptiſche Litteratur iſt ein beſonders entwickelter Zweig einer ſolchen Geſchichtsphiloſophie. Sie iſt der unmittelbare Nachkomme der altorientaliſchen Weltſpekulationen, und ſucht danach die zu erwartende Entwicklung der Dinge im gleichen Geiſte zu beſtimmen, wie die aus gleicher Quelle gefloſſene Aſtrologie. Gerade die apokalyptiſche Litteratur liefert darum reiche Beiträge für die Aufhellung altorientaliſcher Kosmologie und Mythologie und beweiſt in ihren Angaben, daß eine ununterbrochene Überlieferung vom älteſten bis in den islamiſchen Orient hineinläuft, welche ſich über die Bedeutung der Sagen und Legenden völlig im klaren geweſen iſt.

Verſuchen wir hiernach uns ein Bild der wichtigſten Geſtalten des altorientaliſchen Pantheons und der mit ihm verknüpften Mythen zu entwerfen.

Wir haben zunächſt feſtgeſtellt, daß das Weſentliche zum Verſtändnis die Erkenntnis bildet, daß eine immerwährende Wiederholung derſelben Kräfte und Ereigniſſe im Raume wie in der Zeit, und darin im großen wie im kleinen ſtattfindet.

Davon ausgehend, ergiebt ſich ſofort, was der Weltkampf darſtellt, der am Anfang der jetzigen Welt ſteht. Wie das dadurch heraufgeführte neue Zeitalter einen Kreislauf bilden wird, ſo ſteht eine Wiederholung des Weltkampfes auch am Anfang jedes kleineren Kreislaufes, des Jahres und ſchließlich auch des Tages.

Der Weltkampf wird heraufgeführt durch das Ungeheuer Tiamat, das ſich gegen die alten Gottheiten empört. Der Schöpfungsmythus von Babylon hat Marduk als den Vorkämpfer der Götter — Tor, der die Midgard-Schlange beſiegt. Tiamat iſt ihrem Namen nach (S. 44) als das Urwaſſer oder Urchaos zu faſſen, die Vorſtellung erklärt ſich aus der Auffaſſung der unteren Welt als der Waſſerregion. Tiamat wird von Marduk im Kampfe geſpalten und aus ihren zwei Hälften Himmel und Erde gebildet.

Der Sieg des Frühjahrgottes über die winterlichen Mächte beſteht darin, daß die Sonne beim Eintritt in den Tagesgleichenpunkt, beim Durchſchreiten des Äquators, den Bereich der Waſſerregion (Fiſche, früher Widder, noch früher Stier) verläßt, und nun das himmliſche Erdreich betritt.

Im Kampfe bedient ſich Marduk außer den gewöhnlichen Waffen, denen aber keine beſondere Bedeutung beigemeſſen wird, auch einiger

sehr auffallender, mit denen er die Entscheidung herbeiführt und die darum als die für den Kampf charakteristischen anzusehen sind. Es sind: ein Netz,*) mit dem er die Tiamat umschließt, ein Sturmwind, den er in ihren Rachen fahren läßt, so daß sie ihn nicht schließen kann, und sein Sichelschwert (S. 46). Die Erklärung giebt uns — oder besser die Erklärung erhält dadurch — der Gladiatorenkampf der retiarii. Diese kämpfen mit Netz, Dreizack und Schwert, der Dreizack giebt uns als das Instrument Poseidons (Eas), mit dem er den Sturm erregt, zugleich die Deutung des merkwürdigen Sturmwindes. Das Spiel der Gladiatoren ist also eine Wiederholung des alten Mardukkampfes, ein Rest der Feier des Neujahrsfestes. Es ist etwas ähnliches wie das Purim- und Kasperle-Spiel (S. 46). In einer geschichtlichen Legende findet sich derselbe Stoff in aller Harmlosigkeit zur Ausstattung eines angeblichen Ereignisses der älteren athenischen Geschichte verwertet. Beim Kampfe der Athener um Sigeion wurde angeblich Phrynon, der Feldherr der Athener, von Pittakos von Mitylene im Zweikampfe (!) erlegt. Pittakos kämpfte dabei mit den drei Waffen der Gladiatoren, das ist aber nicht, wie man wohl gemeint hat, ein Hineintragen einer späteren römischen Ausschmückung (überliefert bei Strabo und Polyaen), sondern das Verhältnis ist das umgekehrte. Wir haben daher in der ganzen Überlieferung ein schönes Beispiel der oben geschilderten (S. 48) Darstellungsart der Legende, denn die anderweitige Überlieferung über das Ereignis schlägt in dieselbe Kerbe: die Mitylenäer schenken Pittakos „die Hälfte des Landes, um das er den Zweikampf ausfocht" — Marduk ist der Herr der halben Welt oder des halben Jahres (Lichthälfte) — aber dieser nimmt es nicht an, sondern läßt es zu gleichen Teilen aufteilen — auch die übrigen Götter haben im Tierkreis ihre Anteile.

Nachdem der Kampf vollendet und die beiden Hälften der Tiamat (S. 44) für immer getrennt sind — bis sie am Ende eines Kreislaufes sich wieder vereinigen, bis die Sonne wieder in das Wasserreich hinabsinkt, oder umgekehrt das Wasserreich wieder emporsteigt — versammeln sich die Götter und es herrscht eitel Fröhlichkeit. Sie vereinigen sich zu fröhlichem Mahle und opfern dem Bacchus, „bis sie taumeln" — wie das heute dem Mirakel zu Ehren die Menschheit noch immer zum Neujahr thut. Als Götter haben sie aber auch Verpflichtungen gegen Welt und Menschen und so be-

*) Das giebt die Erklärung für Habakuk 1,16.

raten sie vor dem Mahle, was in der Zukunft geschehen soll. Die alten Germanen haben es ebenso gemacht. Was aber beraten wird, das sind eben die Schicksale der Welt im folgenden Zeitraume, und da die Götter ausführen, was sie beschließen, so kann man aus ihrem Thun und Treiben — aus den Bewegungen der Gestirne — entnehmen, was sie beschlossen haben. Dieser verständige Teil ihres Treibens hat bei weniger trinkfrohen Völkern ebenfalls seine Spuren hinterlassen. Macrobius' Werk die Saturnalien führen ihren Namen davon, weil sie Untersuchungen über den Zusammenhang des Weltalls, besonders über Götterlehre und Astronomie — also die eigentlichen Gegenstände babylonischer Weltschöpfungsweisheit — in der Form von Gesprächen geben, welche eine Anzahl von Freunden beim Saturnalien-Gastmahle hält, wie es Sitte war, daß bei dieser Gelegenheit man über solche Dinge sich unterhielt. Die Menschen müssen der Götter Treiben nachahmen: Himmel gleich Erde.

Wenn die Sonne am höchsten steht, also im Sommer, so ist sie am weitesten von der Wasserregion entfernt, denn sie steht in Anus Bereich. Mit dem Überschreiten der Herbsttagesgleiche nähert sie sich wieder dem Reiche Eas, in dem sie im Winter verweilt. Dieses, der Südhimmel, war im Sommer in der Nacht sichtbar, im Winter herrscht es am Tage, steht also in einer ihm nicht entsprechenden Zeit oben. Die Welt steht demnach im Winter unter Wasser — das ist die Sintflut. Deren Wasser durchschifft der Sonnengott in seinem Nachen — im Jahre wie alltäglich! — und sobald er das feste Land erreicht, das als Länderberg (S. 29), hervorragt, strandet der Nachen. Ebenso in größeren Weltperioden.

Beim babylonischen Neujahrsfeste kommt Nebo, d. i. die Wintersonne, aus seinem Tempel in Borsippa auf seinem Schiffe zum Besuche seines Vaters Marduk gefahren. Der Besuch eines Königs beim anderen bedeutet die Huldigung als Vasall, die Anerkennung der Oberhoheit. Nebos Herrschaft ist mit dem Neujahr — dem Beginn des Frühjahrs — zu Ende und nunmehr beginnt Marduks Herrschaft wieder. Das ist die kultische Form des Purim-Spieles (S. 46). Das Schiff auf Räder gestellt, hat dem ursprünglichen Neujahrsfeste, dem Karneval, seinen Namen gegeben (S. 5). Ob es als Schiff Marduks, der sich auf festem Lande bewegte, schon in Babylon auf Räder gesetzt wurde, oder ob das erst eine Folge der Prozessionsumzüge war, mag dahingestellt bleiben. Dagegen wird uns die Stellung des Karnevals als ursprüngliches Neujahrsfest ohne weiteres klar. Er hat die Stelle, die ihm nach dem römischen

Kalender gebührt, nämlich der Wintersonnenwende, denn diese ist für Rom das Jahresende. Er hat aber die Stellung beibehalten, welche ihm nach der alten Zwillingsrechnung gebührte, d. h. am Ende des Februar, denn um zwei Monate mußte es bei der Widderrechnung verschoben werden. Das steht im Einklang mit den römischen Monatsnamen; da diese bis Dezember, also bis zum 10. Monat zählen, so folgt daraus, daß dieser Kalender, welcher diese Benennung einführte, Januar und Februar, die an der Spitze stehen und stehen müssen, als 11. und 12. ansetzte, sie also von ihrer Stelle nach hinten schob — aber in Erinnerung der alten Rechnung, wie sie die Feier des alten Neujahrs- oder Karnevalsfestes von Ende Februar darstellt.

Der Karneval ist das Narrenfest, das Fest der auf den Kopf gestellten Welt, wo jeder das Gegenteil von dem scheint, was er ist.*) Bekannt ist die römische Feier des Saturnalienfestes — als des Jahresendes — mit der ungebundenen Freiheit der Sklaven, wie Horaz sie launig schildert. Bereits eine Inschrift des altbabylonischen Fürsten Gudea von Lagasch (erste Hälfte des 3. Jahrtausends) erwähnt das Fest, „wo der Herr der Sklave und der Sklave der Herr ist". Wir haben mehrfach betont, daß das Jahr zu 360 Tagen gerechnet wird. Die übrig bleibenden $5\frac{1}{4}$ Tage bilden dann eine übergroße chamuschtu (S. 16), welche die eigentliche Karnevalszeit ist. Nimmt man dagegen ein reines Mondjahr von 12 Mondmonaten zu 354 Tagen, so beträgt der Unterschied gegen das Sonnenjahr 11 bis 12 Tage, die Festzeit also ebenso viel. Deshalb hat die germanische Mythologie die Zwölfnächte oder Zwölften in gleicher Bedeutung am Jahresschluß. In dieser halten die Götter ihre Umzüge.

Für die überschüssigen $5\frac{1}{4}$ Tag, die sogenannten Epagomenen der Griechen, die nicht zum eigentlichen Jahre gehören, wird bei manchen Völkern ein besonderer Beamter erwählt. Denn die Amtsdauer der gewöhnlichen Beamten erstreckt sich nur auf das eigentliche Jahr. Es ist naturgemäß, daß dieser dann die Beamten des neuen Jahres in ihr Amt einführen mußte. Das ist uns schon bei den Sabäern in Südarabien bezeugt, und der römische interrex, der fünf Tage im Amte ist, und nach der Legende die ersten Konsuln ernannte (L. Valerius M. Horatius), findet damit seine Erklärung. Da das

*) Denn die Welt verkehrt sich nun in ihr Gegenteil: Nebo wird Marduk, Nacht zum Licht.

Fest aber zum Fest der Narren und verkehrten Welt geworden ist, so wird auch der Beamte dieser Tage zum Narrenkönig, zum Prinzen Carneval, oder zum Spottkönig der Saturnalien, den man verhöhnt und mit entsprechenden Insignien seiner Würde bekleidet. Zum Schlusse wird er tüchtig durchgeprügelt und weggejagt.

Bei manchen Völkern wird der Karnevalfürst — der Vertreter des Karnevalgottes — mit dem alten Jahre selbst gleichgestellt, denn dieses wird ja durch seine Regierungszeit beendet. Er wird in Gestalt einer Puppe herumgeführt und zum Schluß verbrannt oder ins Wasser geworfen. Da die Beendigung des Jahres andererseits den Kampf Marduks mit Tiamat darstellt, so erscheint dieser Vorgang wohl auch als die Besiegung eines Riesen oder Ungeheuers durch den jungen Helden. Auch wir stellen das alte und neue Jahr noch als Greis und Kind dar. Dem Riesen wird dann stets eine Länge von $5^1/_4$ Ellen gegeben. Man vergleiche den Kampf des kleinen David mit Goliat, wobei zu bemerken ist, daß ursprünglich Goliat gar nicht diesen Namen geführt hat. Vielmehr ist er ihm erst nachträglich beigelegt worden durch die Gleichsetzung des Jahres- und des Epagomenenkampfes. Er ist Anspielung auf babylonisches galittu Ozean, also auf Tiamat.

Das neue Jahr beginnt mit dem Durchgang der Sonne durch den Äquator. Da aber der Zweck des Kalenderjahres ist, Sonnen- und Mondumlauf mit einander auszugleichen, so sind auch die Phasen des Mondlaufes dabei zu beachten. Unser Osterfest — als ursprüngliches Neujahr — d. h. Fest der wieder aus der Winterruhe hervorgangenen Sonne, berücksichtigt den Frühjahrsmond ebenfalls. Der Anfang jedes Monates ist das Zusammentreffen von Mond und Sonne, das also zwölfmal im Jahre in je einem der Tierkreiszeichen stattfindet. Durch dieses Zusammentreffen wird der Mond unsichtbar, d. h. wir haben den Neumond, mit der weiteren Entfernung wird immer mehr von ihm sichtbar bis zum Vollmond. Das Altertum rechnet gewöhnlich von dem wieder sichtbar werdenden Neumond, der Mondsichel an. Der Anfang eines jeden Monats besteht demnach aus einer Verdunkelung des Mondes, deren Wiedersichtbarwerden den vollzogenen Anbruch des neuen Monats bedeutet. Das ist also getreu dem System (S. 49) eine Wiederholung des Jahresmythus mit seinen Sonnenerscheinungen für den Mond. Die Hauptrolle spielt dabei der Frühjahrsmond, denn durch sein Zusammentreffen mit der maßgebenden Sonnenphase bestimmt er das Jahr.

Die Verdunklung des Mondes erscheint ebenso wie das Hinab-

steigen der Sonne in das Reich der Wasser oder der Finsternis, als Bedrängung durch eine feindliche Macht. Bekannt ist die Anschauung der meisten Naturvölker, daß bei einer Mondfinsternis der Mond in Gefahr schwebt, von einem Ungeheuer verschlungen zu werden. Es ist ein Rest des alten Neumondmythus.

Wenn im Mythus von Babylon der Sonnengott in seinen zwei Erscheinungen — Nebo und Marduk — die Hauptrolle spielt, so taucht beim Mondmythus, der keinen unmittelbaren Einfluß auf das Leben der Natur hat, also mehr den Himmel betrifft, auch das dritte Gestirn, Istar-Venus, wieder auf. Wie aber die drei in ihren sich entsprechenden Phasen nur Wiederspiegelung derselben Kraft sind, so müssen auch beim Monatsmythus dieselben Kräfte wirken, wie beim Jahresmythus. Eine solche Mondlegende ist uns erhalten, sie schildert den Hergang folgendermaßen (S. 59):

Die Winterstürme, die sieben bösen Geister, auf dem Himmelsdamm geboren, toben einher und versetzen die Welt in Aufruhr: man erkennt das Siebengestirn, die Plejaden, das die Wintersonne, den Nergal, darstellt (S. 34). Auch die Stürme finden ihre Erklärung, denn die Plejaden sind noch nach Hesiods Erklärung das Gestirn, dessen 40-tägiges Verschwinden die Zeit der Stürme bedeutet. Die großen Götter Bel, als Herr des himmlischen Erdreichs und oberster Gott überhaupt, und Ea setzen deshalb Sin, Schamasch und Istar ein, „um den Himmelsdamm in Ordnung zu halten“ (S. 25). Die Sieben aber, auf dem Himmelsdamm einhergehend, greifen Sin, den Mond, an und belagern ihn. Sie gewinnen Schamasch für sich, so daß er Sin nicht hilft — der Mythus weiß, woher der Mond sein Licht hat. Istar weilt gerade bei Anu, d. h. sie steht in einem fernen Teile des Tierkreises — „und strebte danach, Himmelskönigin zu werden“ (als Gattin Anus, vgl. Esther). Als Bel die Bedrängnis Sins vernimmt, schickt er zu Ea um Hilfe. Dieser entsendet seinen Sohn Marduk, um den Belagerten zu befreien. Hier bricht das uns erhaltene Stück ab. Der Schluß ist aber selbstverständlich und seine Bedeutung klar: Marduk bringt die Hilfe, d. h. der Frühlingsgott vertreibt die winterlichen Mächte, damit ist zugleich angegeben, daß der bedrängte Mond der Frühjahrsmond ist, daß also der Kampf gegen die Sieben dasselbe ist, wie der Kampf gegen Tiamat, nur auf den Mond zugeschnitten.

Die wieder sichtbar werdende Mondsichel (babylonisch askaru) ist das Zeichen der Befreiung des Mondes aus seiner Belagerung durch die feindliche Macht. Diese ist dasselbe wie Tiamat, also

gewöhnlich als Drache dargestellt. Bei Mondfinsternissen erheben die Naturvölker einen möglichst großen Lärm, um das den Mond bedrohende Ungeheuer zu verscheuchen. Die orientalischen Völker begrüßen die neue Mondsichel mit dem Jubelgeschrei hilâl hilâl, wie danach der Neumond heißt, und die Hebräer verkünden das Sichtbarwerden durch Posaunenstöße — eine altorientalische Art des modernen Kanonenschlages, welcher die maßgebende Zeitstunde angiebt — denn der Tag des hilâl ist der erste des Monats. Vom Jubelruf hilâl ist das hebräische Wort hillêl abgeleitet, das dann einfach bedeutet: jubeln, lobpreisen. Daher Halleluja „lobet Ja (Jehova)". Der ganze Freudenlärm ist ein Rest des Lärms der hilfsbereiten Menge, die dem bedrängten Mondgott ihren Diensteifer bekunden will. Als solchen läßt ihn das arabische Neujahrsfest, das der Islam herübergenommen hat, noch erkennen.

Die Pilgerschaftszeremonien in Mekka werden überhaupt erst aus dem babylonischen Neujahrsfest verständlich. Das Pilgerfest findet ebenfalls als Jahresabschluß statt, der Monat dhu-'l-higga, der Wallfahrtsmonat, ist der letzte im Jahre. Die Pilgerprozession besteht aus einem Lauf zwischen zwei etwa 2 Stunden aus einander liegenden Stationen, Araba und Muzdalifa, und dieser wiederholt sich im kleinen (!) zwischen den beiden beim Heiligtum, der Kaaba, gelegenen kleinen Höhen el-Çafa und el-Marwa. Der Weg zwischen diesen beiden heißt die Laufstraße (el-mas'a). Das ist zweimal dasselbe Bild. Sonne und Mond legen — nach der Zweiteilung — den Weg zwischen den beiden Tagesgleichenpunkten zurück — dem West- und Ostpunkt, die Nebo und Marduk gehören. Ebenso zieht der Sonnengott in seiner Nebo form von seinem Heiligtum aus, um Marduk zu besuchen und selbst zum Marduk zu werden. Dieser zieht dann auf der Prozessionsstraße Ai-ibur-schabu aus. Eine besonders merkwürdige und bisher unerklärte Zeremonie ist beim islamischen Hagg das Werfen mit Steinen an bestimmten Punkten und das labbaika-Rufen. Dieser Ausruf bedeutet „zu Diensten" und erklärt sich nun ohne weiteres als der Ruf derjenigen, welche dem bedrängten Frühjahrsmond zu Hilfe kommen. Mit den Steinen soll der bedrängende Feind (Tiamat) geschreckt werden. Das Steinwerfen wird besonders an den drei letzten Tagen (Zahl der Neumondtage, am 3. wird er sichtbar) an drei Punkten wiederholt. Diese Tage heißen taschriq d. i. der Sonnenaufgang, also der Eintritt des Frühjahrs. Der erste davon heißt der Anfang (nahr von Beginn des Tages und Monates gebraucht, also Neumond), der

dritte Tag des Trompetenblasens (nagr), denn er ist der Tag, wo die Mondsichel bei den Juden mit Posaunen begrüßt wird, der vierte Tag ist dann der des Anfanges (çadr) des Jahres und des Monates nach Beendigung der Festzeit. Die Betonung der Mondfeierlichkeiten erklärt sich daraus, daß das alte mekkanische Heiligtum dem Mondgotte Hobal gehörte. Der Mond ist das Zeichen des Islam geblieben. Die gesamten Pilgerschaftszeremonien dauern vom 9. bis 13. des dhu-'l-higga, der taschrîq umfaßt die drei letzten davon. Es sind also die fünf Tage des Neujahrsfestes nach Epagomenenrechnung.

Die drei großen Gestirngötter stehen nach dem babylonischen Schema im Verhältnis von: Sin Vater, Schamasch Sohn, Istar Tochter, letztere beiden zugleich Gatten (S. 37). Nach dem anderen Schema (so kanaanäisch und südarabisch) ist umgekehrt die Sonnengottheit weiblich und die des Planeten Venus männlich. Dabei ist aber zu beachten, daß das nur die hauptsächlichen Gestalten der Gottheit sind. In sich ist jede vollkommen, und da die Vollkommenheit weder männlich noch weiblich ist, sondern beides zusammen, so hat auch jede Gottheit noch ihre eigene ergänzende Hälfte zur Seite, die männlichen eine weibliche und die weiblichen eine männliche.*) Aus beiden Thatsachen erklären sich leicht die verschiedenen Erscheinungsformen in den örtlich und zeitlich verschiedenen Kulten. Apollo, der Sonnengott, hat Artemis (Istar) zur Schwester. Diese erscheint auch als Mondgöttin, da die drei Gestirne in einander übergehen. Artemis ist die Jägerin, wie der männliche Planet Venus, der Athtar der Südaraber, welcher dem Adonis und dem Orion (S. 47) entspricht. Als jungfräuliche Göttin ist Artemis die Istar in der Unterwelt, Kore (S. 38), als Liebesgöttin ist sie die schaumgeborene Aphrodite Anadyomene, d. h. die Venus oder die Frühlingsnatur, die aus dem Wasserreiche oder dem der Unterwelt wieder emportaucht, gerade so wie es Marduk im Frühjahre thut, der darum der Sohn Eas ist.

*) Das hat zu manchen merkwürdigen Kultformen geführt: die mannweibliche Istar ist bekannt als die bärtige Venus des klassischen Altertums. Die Prostitution als Kulteinrichtung der Aphroditetempel findet sogar ihre Ergänzung nach der unnatürlichen Seite hin durch die Heiligung des Buhlknaben als Gegenstück dazu. Wie die Jungfrau-Mutter sich als Typus der göttlichen Vollkommenheit darstellen soll, so andererseits der gebärende Gott (Zeus und Athene). Das Unwesen der Gallen, der Verschnittenen, bei den kleinasiatisch-„hethitischen" Völkern erklärt sich ebenfalls hieraus. Die Zeugung soll geschlechtlos sein, wie die göttliche Vollkommenheit die Geschlechter nicht unterscheidet.

Wenn Istar oder Athtar so ebenfalls zur Sommer- und Wintergottheit werden, so erklärt sich daraus der Adonis- oder orientalisch gesprochen Tammuz-Mythus in seinen verschiedenen Formen. Der Gatte ist vom Eber (S. 45) getötet, darum steigt Istar in die Unterwelt hinab, um ihn wieder zu holen. Hier spielt die weibliche Gottheit die Hauptrolle, die männliche Hälfte tritt zurück. Diese Istar ist also die Sonne und die ganze Natur, die in die Winterhälfte eintritt. Während Istar in der Unterwelt ist, hört daher alles Leben der Natur auf, alles erstarrt, Schneewittchen liegt im Sarge, Dornröschen im Schlummer. Die babylonische Legende schildert wie Istar die sieben Tore — also die sieben Abteilungen (S. 34) — der Unterwelt durchschreitet und schließlich dort gewaltsam zurückgehalten wird: Dornröschen von der Hecke, Brunhild von der Lohe der Unterwelt (Hölle) umgeben. Als nun aber das Weltgetriebe still zu stehen droht, wird der Bote zur Unterwelt geschickt, der Istar wieder emporholt, worauf das Leben der Natur von neuem anhebt. So lange sie im Winterschlafe lag, ist die Natur jungfräulich, Istar also die männerfeindliche Artemis, mit ihrem Emporsteigen wird sie die befruchtete Natur, die Liebesgöttin, die nach ihrer Vereinigung mit dem Gemahl ihn wieder hinabsinken sieht.

Das sind die Grundlagen der babylonisch-altorientalischen Götter- und Weltenlehre, mit ihrer Hilfe ist es für den, der die Sprache der Mythologie und Legende versteht, leicht, jeden einzelnen Mythus auf seine Ursprünge zurückzuführen. Unendlich mannigfaltig sind die Einkleidungsformen, im alten Orient selbst, wie in der Verbreitung über die übrige Welt, um so kleiner ist die Zahl der Grundgedanken. Der ewige Wechsel von Nacht zum Licht, der Kreislauf der Natur, wie er in den Sternen geschrieben steht, das ist immer wieder der Gegenstand, den Mythus, Legende und Märchen behandeln.

Die Beispiele für die Rechnung auszuführen, würde einer Erklärung der gesamten Mythologie gleichkommen. Von dem Zahllosen, das sich selbst auf den ersten Blick darbietet, sei nur ein Beispiel gewählt, das der Zeit und dem Raume nach dem Babylonischen scheinbar unendlich fern liegt, sodaß Beider Verknüpfung nach unseren gangbaren geschichtlichen Vorstellungen einfach unmöglich ist. Das Babylonien des 6—4. Jahrtausends v. Chr. und das Slaventum des 7—12. Jahrhunderts n. Chr. können auf keine Weise mit einander in Berührung gebracht werden, weder historisch noch auf dem auch

ſchon etwas in Mißachtung geratenen Wege der Raſſenverwandtſchaft auf Grund der Sprache. Babylonier und Indogermanen haben nichts mit einander zu thun, und Babylonien lag in den letzten Zügen, als die erſten Indogermanen in ſeinen Geſichtskreis getreten ſind.

Die Slaven der norddeutſchen Tiefebene verehrten: Gerovit, den Frühlingsſieger (Marduk), den Kriegsgott Radigaſt (Ninib-Mars), den ſchwarzen Gott Cernebog (Nergal, vgl. S. 46), den dreiköpfigen Triglav, in dem wir die Dreiteilung des Weltgebäudes wieder zu erkennen haben, denn er wird erklärt als Gott von Himmel, Erde und Unterwelt! Ferner den vierköpfigen Swantewit, deſſen je zwei Köpfe nach vor- und rückwärts gerichtet waren. Ebenſo wurde der römiſche Janus — der Mondgott von jana „Mond" — dargeſtellt mit zwei oder auch vier nach den entgegengeſetzten Seiten blickenden Geſichtern, und ebenſo das babyloniſche Tierkreiszeichen der Zwillinge (S. 37)! Weiß ſind die Haare des Mondgottes (S. 43) und ſein Roß iſt daher ein Schimmel, wie das des einäugigen (ebenfalls Mondmotiv) Wodan. Auch Swantewit durchreitet die Lande auf weißem Roſſe. Triglav hat ſowohl drei Menſchen-, als drei Ziegenhäupter, die Ziege als Bild des erſten Tierkreiszeichens und damit des höchſten Gottes haben wir erklärt (S. 42). Im Frühjahr muß man auf den Ruf des Kuckucks achten, wenn man wiſſen will, wie lange man leben wird — zum Beginn des Jahres beraten und beſtimmen ja die Götter das Schickſal (S. 51). Der Kuckuck aber iſt der Vogel der Siwa, der Ceres, die im Frühling wie Iſtar wieder zu neuem Leben erſteht. Der Frühjahrsgott oder die Frühjahrsgöttin, Marduk, der nach der Beſiegung der Dunkelheit nunmehr die Welt regiert, wird von den Göttern beſtimmt, die Weltgeſchichte für die Zukunft zu lenken und ſie der Menſchheit in ſeinen Offenbarungsformen zu verkünden.

Die babyloniſche Legende vom Frühjahrsmond.

(vgl. S. 54)

(Es fehlt der Anfang, worin geſagt war, daß ein Bote zu Bel geſchickt wird, der ihm von der Bedrohung Sins durch die Sieben Kunde bringen ſoll.)

„Die Wintertage, die böſen Götter ſind es.
Die unwiderſtehlichen Götter, welche auf dem Himmelsdamm erzeugt ſind.[1])
Sie ſind es, welche die Krankheit bringen.
Unterſtützend das Böſe, welche täglich auf Übel [denken, bemüht ſind] die Schlinge zu werfen.
Von den Sieben iſt der erſte ein Gewitter[wind . . . . .
Der zweite iſt ein Ungeheuer . . . .; das Niemand [beſiegen kann].
Der dritte iſt ein Panther . . . . .
[Der vierte eine Sch]lange . . . . .
Der fünfte ein wütiger abbu, welcher zu . . . . .
Der ſechſte iſt ein hervorbrauſender . . . . ., der gegen Gott und König [ſich empört?]
Der ſiebente iſt der böſe Sturmwind, der . . . . .
Sieben ſind es, die Boten Anus[2]), ihres Königs.
Über alle menſchlichen Wohnſtätten bringen ſie Trübes,
Die Unheilswolke, welche am Himmel grimmig einherjagt, ſind ſie.
Der Stoß der hervorbrechenden Winde ſind ſie, der am hellen Tage Finſternis veranſtaltet.[3])
Mit dem Unwetter, dem böſen Winde gehen ſie einher.
Der Gewitterguß Adads, die kriegeriſche Verwüſtung ſind ſie.
Zur Rechten Adads gehen ſie einher,
Am Grunde des Himmels wie Blitze zucken ſie.
Die Schlinge zu werfen gehen ſie voran,
Am weiten Himmel, dem Wohnſitz Königs Anu, ſtehen ſie feindlich, ohne das ihnen einer Stand hielte".
Als Bel dieſe Kunde vernahm, da erwog er die Sache bei ſich,
mit Ea, dem hehren massû der Götter, beriet er.
Sin, Schamaſch und Iſtar zur Verwaltung des Himmelsdammes ſetzten ſie ein[4]), mit Anu die Herrſchaft über den ganzen Himmel teilt er ihnen zu den Dreien, den Göttern, ſeinen Kindern;
Nacht und Tag dort Dienſt zu verrichten ohne Unterlaß beſtellte er ſie.
Als nun die Sieben, die böſen Götter, auf dem Damme des Himmels einherzogen[5]), legten ſie ſich vor den „Leuchter" Sin mit Gewaltthat (als Belagerer).

---

[1]) S. 44.
[2]) S. 29.
[3]) Die Plejaden als Geſtirn, welches die Sturmzeit beſtimmt, noch jetzt heißt der heiße Frühlingsſturm in Syrien 'arba'în = Vierzigtägiger (S. 44!), in Ägypten chamsîn = Fünfzigtägiger (vgl. Pfingſten).
[4]) S. 22, 25, 38.
[5]) d. h. als Nergal — während der vierzig Tage — auf Erden und dem himmliſchen Erdreich herrſchte.

Den Helden Schamaſch[1]), den kriegeriſchen Adad, machten ſie zu ihrem Bundesgenoſſen.
Iſtar hatte beim König Anu ihre herrliche Wohnung bezogen und ſtrebte danach Königin des Himmels zu werden.[2])

Etwa 4 Verſe fehlen.

Als nun die Sieben . . . . .
Im Beginn des Jahresanfangs,[3]) zu verüben . . . . .
Böſes . . . . .
Für immer ſein herrlicher Mund . . . . .
Sin . . . . . das Geſchlecht der Menſchen . . . . .
Das Werk des Landes . . . . . lag öde, niedergedrückt in Trübſal.[4])
Sein Licht war verdunkelt, auf ſeinem Herrenſitz ſaß er nicht.
Die böſen Götter, die Boten des Königs Anu,
welche unterſtützen das Böſe . . . . . dröhnen ſie, nach Ubel trachten ſie.
Aus dem Himmel heraus, wie ein Wind über das Land ſtürzen ſie.
Bel ſah am Himmel des Helden Sin Verdunklung.
Der Herr ſprach zu ſeinem Diener Nusku:
„Mein Diener Nusku, eine Botſchaft bringe zum Ocean,[5]) die Kunde von meinem Sohne Sin, der am Himmel elend verdunkelt iſt, Ea im Ocean melde es“.
Nusku, das Wort ſeines Herrn vernahm er,
Zu Ea nach dem Ocean ging er.
Zum Fürſten, dem hehren massû, dem Herrn Nugimmud (Ea) trug Nusku das Wort ſeines Herrn hinüber.
Ea im Ocean vernahm die Kunde:
Er biß ſeine Lippe,[6]) voll Wehklagen war ſein Mund.
Ea ſprach zu ſeinem Sohne Marduk[7]) und ließ ihm das Wort vernehmen:
„Gehe, mein Sohn Marduk,
Den Fürſtenſohn, den »Leuchter« Sin, welcher am Himmel elend verdunkelt wird:
Seine Verdunklung wandle in Licht,
Die Sieben, die böſen Götter, die unbotmäßigen,
Die Sieben, die böſen Götter, welche wie die Sintflut hervorbrechen, das Land heimſuchen:
Vor den »Leuchter« Sin haben ſie ſich gelegt mit Gewaltthat,
Den Helden Schamaſch und Adad, den Tapfern, haben ſie zu ihren Bundesgenoſſen gemacht.

Reſt fehlt.

---

[1]) Da der Mond das Licht von der Sonne empfängt, ſo muß der Sonnengott mit den Sieben — Nergal d. i. die Winterſonne! — im Bunde ſein, wenn der Mond verdunkelt iſt.
[2]) Das dritte der drei den Tierkreis zu regieren beſtimmten Geſtirne ſteht in dem Anu gehörenden Teile, d. h. fern von der Stelle wo der Frühlingsmond ſtattfindet (an der Grenze von Beis und Eas Reich).
[3]) Frühjahrsmythus!
[4]) Vom Sonnen- = Tammuzmythus übernommen; Die Natur liegt tot im Winter. S. 57.
[5]) S. 29.
[6]) Ausdruck des Schmerzes.
[7]) Auch hier iſt alſo Marduk der Helfer, welcher die feindliche Gewalt beſeitigen muß.

Inhalt.

Identität der Mythologie aller Völker S. 3. — Die Völkeridee genügt nicht zur Erklärung S. 4. — Der aſtrale Urſprung der Mythen weiſt auf Babylonien als Heimat S. 5/6. — Umwandlung des Umfanges der „Weltgeſchichte“, nach unerklärten Beziehungen räumlich und zeitlich weit getrennter Völker S. 7/8. — Religion als Weltanſchauung und ihre Begründung in der Geſtirnlehre bei den Babyloniern S. 9—11. — Himmelsbild = Erde, Makrokosmos = Mikrokosmos S. 12. — Das Wiſſen iſt göttliche Offenbarung S. 13. — Die Zahl als Veranſchaulichung und Offenbarung göttlichen Weſens, Harmonie S. 13 ff. — Sexageſimalſyſtem S. 15. — Himmelseinteilung, Maße, Zeiteinteilung, Kalender (Woche und Fünferwoche ꝛc.) S. 16—18. — Die Planeten und die großen Geſtirne als Offenbarungen der Gottheit S. 19 bis 21. — Begriff und Offenbarungsform der Gottheit zu unterſcheiden (Marduk der Babylonier als der Gott) S. 22/23. — Das Weltbild: Nordhimmel, Tierkreis, Südhimmel S. 24. — Der Tierkreis als Himmelsdamm (Diodor über Planeten und Tierkreis; Sanchunjathon) S. 25—28. — Anu, Bel und Ea als Götter der drei Reiche S. 29. — Die Präzeſſion der Tagesgleichen und die drei (vier) Zeitalter (Nabonaſſars Kalenderreform) S. 30—32. — Die Vertauſchung der Planetennamen und ihre Kräfte S. 33—35. — Die Rechnung nach Zeitaltern, Mond- und Zwillingsepoche; der Dioskurenmythus S. 36—38. — Die Epoche Marduks (Babylons), das Stierzeitalter, das des Widders S. 38/39. — Die Jungfrau S. 40. — Nebo-Hermes, Unterwelt S. 41. — Die gleichen Erſcheinungen wie am Tierkreis, werden am Nord- und Südhimmel nachgewieſen: Zwillinge (Fuhrmann), Sirius, Tiamat, Cetus und Drache, Plejaden und Eber, Orion; die heiligen drei Könige, Kaſperle- und Purim-Spiel, die linkshändigen Benjaminiten und Ziu, die Meineidsſterne S. 42—48. — Die Bedeutung der Aſtralmythen bis in ſpäte Zeit bekannt S. 48/49. — Jahres- und Weltenmythus: Kampf Marduks mit Tiamat, Saturnalien und Karneval, die Epagomenen, Goliat S. 49 bis 53. Mythus des Frühjahrmonds (Eſther) S. 54. Das arabiſche Pilgerfeſt S. 55. — Iſtar und Athtar als Weib und Mann, Adonis und Tammuz S. 56. — Iſtar in der Unterwelt S. 57. — Die ſlaviſchen Göttergeſtalten als Beiſpiel verglichen S. 57/58.

Text des babyloniſchen Mythus vom Frühjahrsmond S. 59.

Karte der Bilder des Fixſternhimmels S. 63.

Litteratur.

Dupuis, Origine des constellations 1781. Origine de tous les cultes 1794. Zodiaque chronologique 1806.
Volney, Les ruines 1791. Deutsch von G. Forster, Berlin 1792 u. ö. hg. von Habs in Reclams Universalbibliothek.
Verschiedene Schriften von York.

Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Göttingen 1895.
Hommel, Aufsätze und Abhandlungen S. 236 ff. München 1900 ff.
Stucken, Ed., Astralmythen. Leipzig 1896—1901.
Winckler, Geschichte Israels II. Leipzig 1900.
Winckler, Die altbabylonische Weltanschauung (in „Preußische Jahrbücher" hg. von Hans Delbrück 1901. Mai-Heft).

Die Sternbilder des Fixsternhimmels,
nach Volney, Les ruines.

Die Unterhaltungslitteratur der alten Ägypter

Von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 4.

Die Angaben der griechischen Schriftsteller über die Weisheit der Ägypter, die steife Haltung der Bildnisse von Göttern und Menschen, die große Bedeutung des Totenkultes hatten seit alters zu der Ansicht geführt, das altägyptische Volk habe abwechslungsarm dahin gelebt, sich wesentlich mit dem Nachdenken über den Tod und tiefe religiöse oder philosophische Fragen beschäftigt, sei jeder Zerstreuung abhold gewesen. Man ward in dieser Anschauung bestärkt, als nach Entzifferung der ägyptischen Schriftzeichen zunächst außer königlichen Prunkinschriften fast ausschließlich religiöse Werke zum Vorscheine kamen. Um so größer war das Aufsehn, das es erregte, als 1852 Emmanuel de Rougé in einem aus der Zeit um 1250 v. Chr. stammenden Papyrus, den ihm eine Paris besuchende englische Dame, Elisabeth d'Orbiney, geliehen hatte, ein Märchen fand. In wissenschaftlichen Kreisen wollte man anfangs die neue Thatsache überhaupt nicht als zu Recht bestehend anerkennen. Man versuchte zu erweisen, daß der Text keine schlichte Erzählung enthalten könne, er ergebe vielmehr eine im Volkstone berichtete Göttermythe. Zuerst schlug man als solche die Osirissage vor, und als die Angaben des Papyrus dieser nicht genügend entsprechen wollten, vermutete man, es wären wohl Züge aus kleinasiatischen Berichten über Atys, Adonis und andere Gestalten in die ägyptische Mythe hinein verwoben worden. Auch dieser Ausweg ergab kein befriedigendes Resultat nnd man begann sich daher allmählich mit dem Gedanken abzufinden, daß auch im Nilthale sich das Volk an Märchen ergötzt habe, als neue Texte an das Tageslicht traten, die jeden Zweifel heben mußten.

Im Jahre 1864 entdeckte man unweit des Tempels von Dêr el bahari zu Theben eine Holzkiste, die neben zahlreichen koptischen Urkunden auch einige aus der jüngern Periode des alten Ägyptens stammende litterarische Papyri, vor allem ein in demotischen Schriftzeichen niedergeschriebenes Zaubermärchen vom Prinzen Setna enthielt.

Von diesem Zeitpunkte an folgte Fund auf Fund. Wir besitzen jetzt so mannigfache Überreste einer nichtreligiösen altägyptischen Litteratur, daß die Vermutung berechtigt erscheinen muß, der Umfang derselben werde im Altertum nicht geringer gewesen sein als der der religiösen Schriftstellerei. Wenn die Zahl der erhaltenen Werke bislang dieser Vorstellung noch nicht völlig entspricht, so muß man im Auge behalten, daß im Nilthale wesentlich Tempel und Gräber erhalten blieben, und daß derartige Anlagen im allgemeinen nicht als Aufbewahrungsort für leichtere Litteratur benutzt zu werden pflegten. Wenn sich trotzdem hier und da auch in den Necropolen Märchen und Sagen gefunden haben, so liegt die Erklärung für solche Ausnahmen in der ägyptischen Anschauung, daß das Jenseits die unmittelbare Fortsetzung des Diesseits sei, und daß unter dieser Voraussetzung der Mensch wünschen mußte, wenn er von hinnen geschieden sei, der gewohnten Lektüre nicht völlig zu entbehren. Andere Überreste schöner Litteratur entdeckte man in den Schutt- und Abfallhaufen alter Städte, in welche sie seinerzeit als wertlos gewordene Papyrusstücke geworfen worden waren; freilich pflegen sie in solchen Fällen stark vermodert und von Insekten und Würmern beschädigt zu sein. Endlich kommt es vor, daß in Grabinschriften, auf Stelen und ähnlichen Denkmälern Erzeugnisse dieser Litteraturzweige auftreten, wenn auch die Zahl derartiger erfreulicher Lichtblicke in dem phrasenhaften Einerlei der offiziellen Denkmäler eine bedauerlich geringe geblieben ist. Nur wenige der besprochenen alten Werke sind vollständig auf unsere Zeit gekommen, meist besitzen wir nur Bruchstücke derselben. Aber diese genügen doch, um einen Einblick in diese Seite des Wesens des altägyptischen Volkes zu gestatten, und erscheinen in ihrer Durchführung auch sonst interessant genug, um den Versuch nahe zu legen, auf den folgenden Seiten in Kürze ein Bild ihres Inhaltes und ihrer Bedeutung zu entwerfen.

So gut wie nichts wissen wir von altägyptischen Volksliedern. Und doch kann man nach Maßgabe der Sitten des heutigen Orientes annehmen, daß es deren eine große Menge gegeben haben wird. Keine einzige schwerere Arbeit wird in unsern Tagen im Nilthale verrichtet, ohne daß die Arbeiter dazu ein einförmiges, sich unendlich oft in gleicher Melodie und meist auch in gleichem Wortlaute wiederholendes Lied sängen. Im Altertume wird dies nicht anders gewesen sein, und, wenn die Überlieferung hier im allgemeinen versagt, so erklärt sich dies ohne weiteres daraus, daß man überall

das Alltägliche aufzuzeichnen verschmäht, und daß der ägyptische Schreiber als vornehmer Herr das Gesinge des niedern Volkes verachtet und es nicht für angemessen gehalten haben wird, derartige Machwerke der Nachwelt zu überliefern. Hat es doch auch in neuerer Zeit lange gedauert, bis die Wissenschaft es für zulässig hielt, dem Volksliede und der Bauernerzählung Aufmerksamkeit zu schenken. Die wenigen Abweichungen von dieser Sitte des Verschweigens, denen man in den Inschriften begegnet, sind dadurch entstanden, daß man in den Gräbern möglichst genau die Begebenheiten des diesseitigen Lebens, welches ja dem jenseitigen entsprach, abzubilden trachtete. Bisweilen fügte man den Bildern die Worte bei, welche die dargestellten Arbeiter während ihrer Thätigkeit sprachen, ihre Unterhaltungen, ihre Ausrufe und dabei auch ihre Gesänge. Da es in solchen Fällen vorkommt, daß der gleiche Wortlaut in verschiedenen Gräbern auftritt, so liegen hier nicht einmal erfundene Dichtungen vor, sondern volkstümliche Weisen, die in weitern Kreisen bekannt und beliebt waren.

So singt der Hirte, wenn er seine Schafe über die Felder treibt, von denen die Überschwemmung noch nicht völlig zurückgetreten ist, auf denen er also noch im Schlamme waten muß, den Tieren zu: „Euer Hirte ist im Wasser bei den Fischen, mit dem Wels spricht er, mit dem Fisch begrüßt er sich“. — Ein anderes Lied wird von den Bauern bei der Arbeit verwendet, welche unserm Dreschen entspricht. Im Nilthale war der Dreschflegel unbekannt. Man schüttete die Ähren auf der Tenne aus und trieb dann, wie dies auch bei den Israeliten geschah, Ochsen hinüber, welche durch den Tritt ihrer Hufe die Körner von den Hülsen lösten. Dabei ward mit verschiedenen Variationen gesungen: „Drescht für Euch, drescht für Euch, Ihr Ochsen, drescht für Euch! Drescht für Euch Stroh zum Futter, drescht Korn für Eure Herrn! Gönnt Euch keine Ruhe, kühl ist ja heute der Tag!“

Viel Witz ist in diesen Liedern nicht enthalten, darin ähneln sie der Arbeiterpoesie aller Länder und Zeiten. Über die Melodien, nach denen gesungen ward, wird nichts überliefert, doch kann man bedenkenlos auf Grund der modernen Analogien annehmen, daß dieselben nicht sehr kunstvoll und abwechslungsreich gewesen sein werden, und daß sie vermutlich den traurigen Tonfall zeigten, den das Arbeitslied des armen, schwer gedrückten Landvolkes zu allen Zeiten geliebt hat.

Weit zahlreicher als Volkslieder sind in der ägyptischen Litte-

raturüberlieferung Liebeslieder erhalten. Auch hier konnte man auf deren große Zahl bereits aus den späteren orientalischen Verhältnissen Rückschlüsse ziehen. Man brauchte dabei nur an die Märchen von Tausend und Einer Nacht zu denken, wie da dem Liebhaber sofort die Verse zuströmen, der zahllosen anderweitig überlieferten ähnlichen Erzeugnisse arabischer Poesie zu geschweigen. Auch darin bietet sich eine Parallele zu diesen morgenländischen Werken dar, daß die Liebe, welche die Lieder behandeln, nur in Ausnahmefällen eine sentimentale ist, meist dagegen das Gefühl einen sehr drastischen, realistischen Ausdruck findet. Drei aus der Zeit um 1200 v. Chr. stammende Sammlungen von Liebesliedern sind bisher aufgefunden worden. Die umfassendste steht in einem Londoner Papyrus, der daneben Sagen und Märchen enthält; kleinere ergeben ein Turiner Papyrus und eine von Spiegelberg in ihrem Werte erkannte Scherbe des Museums zu Gizeh. Diesen Kompilationen tritt eine Stele im Louvre zur Seite, welche das Lob einer schönen Frau, einer Königin aus der Zeit um 700 v. Chr., mit den Worten besingt:

„Die Süße, süß an Liebe; die Süße, süß an Liebe vor dem Könige; die Süße, süß an Liebe vor allen Männern; die Geliebte vor den Frauen; die Königstochter, die süß ist an Liebe. Die Schönste unter den Frauen, ein Mädchen, dessen Gleichen man nicht sah. Schwärzer als das Dunkel der Nacht ist ihr Haar, schwärzer als die Beeren des Schwarzstrauches(?). Härter sind ihre Zähne(?) als die Feuersteinsplitter an der Sichel. Blumenkränze sind ihre beiden Brüste, festliegend an ihrem Arm".

Leider bricht der Text damit ab und unterrichtet nicht weiter über die Vorstellung, die sich der antike Dichter über das weibliche Schönheitsideal gebildet hatte, eine Frage, zu deren Beantwortung auch sonst das litterarische Material versagt. Diese Lücke ist um so mehr zu bedauern, als die Bildwerke zeigen, daß auf diesem Gebiete der altägyptische Geschmack in vielen Stücken im Gegensatze stand zu dem des jetzigen Ägypters, dagegen mehrfach an die Anschauungen des Wüstenarabers erinnert. Rückschlüsse gestatten da vor allem die Bilder von Göttinnen und, in gewissem Maße, auch die von Königinnen, bei deren Vorführung man sich bestrebt haben wird, eine Idealisierung der Gestalten eintreten zu lassen. Aus ihnen geht hervor, daß man während der ganzen klassischen Zeit des Ägyptertumes mit wenigen Ausnahmen, wie beispielsweise unter der Regierung des neuerungssüchtigen Königs Amenophis IV., wie bei dem männlichen Körper, so auch bei dem weiblichen die magern,

wenig entwickelten Formen bevorzugte. Erst im äthiopischen Reiche, und in der Ptolemäerzeit auch in Ägypten selbst, suchte man gelegentlich den Göttinnen eine volle, fettreiche Gestalt zuzuschreiben. Das Ideal der ältern Zeit war, wie die Untersuchung der Mumien zeigt, durch die thatsächlichen Verhältnisse gegeben. Der alte Ägypter wie die Ägypterin zeichneten sich durch schlanke, sehnige Gestalten aus. In jüngeren Perioden mag dann in Folge der Mischung mit anderen Volksstämmen, des Haremslebens u. s. f., eine Veränderung des Typus und, damit Hand in Hand gehend, des Schönheitsideales eingetreten sein.

Einige Proben aus den Liedersammlungen werden am besten die Art und Weise dieser Werke zeigen; die Ähnlichkeiten und die Unterschiede von der Poesie anderer Völker in Ausdruck und Auffassung drängen sich dabei ohne weiteres auf. So zeigt gleich die erste einen entfernten Anklang an das Motiv von Hero und Leander:

1. „Die Liebkosungen der Geliebten sind auf jenem Flußufer, ein Flußarm ist dazwischen, ein Krokodil steht auf der Sandbank. Ich aber steige in das Wasser und neige mich nieder in die Flut. Mein Mut ist groß in dem Gewässer, die Wogen sind wie Land für meine Füße. Die Liebe zu ihr giebt mir die Kraft. Ach! Sie gab mir einen Zauber für die Gewässer".

2. „Küsse ich sie und sind ihre Lippen offen, so bin ich begeistert auch ohne Bier. Wenn die Zeit gekommen ist, das Lager zu bereiten, oh Diener, so sage ich Dir: Lege feines Linnen zwischen ihre Glieder, ein Lager für sie aus königlicher Leinewand, gieb acht auf das verzierte weiße Linnen, das besprengt ist mit dem feinsten Öl".

3. „Oh wäre ich doch ihre Negerin, die ihr auf dem Fuße folgt. Ach! Dann sähe ich mir zur Freude die Gestalten aller ihrer Glieder".

4. „Die Liebe zu Dir durchdringt mein Inneres, wie [der Wein] das Wasser durchdringt, wie der Wohlgeruch den Gummi durchdringt, wie der Saft [der Flüssigkeit] sich mischt. Und Du, Du eilst um Deine Geliebte zu sehen, wie das Roß auf dem Schlachtfelde. Der Himmel bildete ihre Liebe, wie die Flamme [in das Stroh] kommt, und [sein Verlangen] wie der Sperber, der niederstößt (?)".

5. „Ist nicht mein Herz wohlgeneigt Deiner Liebe? . . . . . Nicht werde ich mich (von der Liebe) trennen lassen, und wenn man mich prügelte . . . . bis zum Syrerland mit Stöcken und Knüppeln,

bis Nubien mit Palmruten, bis zum Hochlande mit Gerten, bis zum Tieflande mit Zweigen. Nicht werde ich hören auf ihren Rat, mein Verlangen aufzugeben".

6. „Ich werde mich niederlegen in der Behausung, ich werde krank sein von Unbill. Oh! Herein kommen meine Nachbarn um nach mir zu sehen. Da kommt meine Geliebte mit ihnen, sie macht die Ärzte zum Spotte, denn sie kennt meine Krankheit".

7. „Beim Landhause meiner Geliebten, dessen Wasserbecken in der Mitte ihres Besitzes liegt, thut sich der Thürflügel auf, der Riegel öffnet sich, meine Geliebte ist zornig. Oh! Machte man mich doch zum Thürhüter, ich machte sie zornig auf mich. Dann hörte ich ihre Stimme, sie die Zornige, ein Kind wäre ich vor Schrecken".

8. „Du Schöner! Mein Herz steht danach die Speisen für Dich zu bereiten als Deine Hausherrin, mein Arm sollte ruhen auf Deinem Arm. Wenn Du abwendetest Deine Liebeskosungen, dann würde mein Herz sagen in meinem Innern, in meinem Flehen: Mir fehlt, mein großer (Freund) in dieser Nacht, und so bin ich wie ein Mensch, der im Grabe weilt. Denn, bist Du mir nicht Gesundheit und Leben? Dein Nahen giebt Wonne über Dein Wohlsein meinem Herzen, das Dich suchte".

9. „Die Stimme der Taube ruft, sie spricht: Die Erde ist hell, wo ist mein Weg? Du Vogel, Du rufest mich! Aber ich, ich fand meinen Geliebten auf seinem Ruhelager. Mein Herz ist glücklich über alle Maßen, und jeder von uns spricht: Nicht werde ich mich (von Dir) trennen. Meine Hand ist in Deiner Hand. Ich wandle und bin mit Dir an jedem schönen Orte, Du machtest mich zum ersten der schönen Mädchen, nicht kränktest Du mein Herz".

Mitten zwischen den Liebesliedern der Londoner Sammlung steht ein Lied, welches in diesem Zusammenhang zunächst sonderbar anmutet: „Der Gesang, welcher angebracht ist im Grabtempel des seligen Königs Antef, welcher dort steht vor dem Sänger zur Harfe". Er lautet: „Es ist ein Befehl des guten Herrschers (d. h. des Gottes Osiris), eine schöne Bestimmung, daß der (menschliche) Körper dahin schwindet im Vorübergehen, während andere Dinge bestehen bleiben seit der Zeit der Vorfahren. Die Götter, die früher bestanden, ruhen in ihren Grabbauten, die Würdengeschmückten und die glänzenden Geister sind in gleicher Weise bestattet in ihren Gräbern. Die sich Grabtempel erbauten, haben keine Stätte mehr. Siehe, ihre Thaten, was sind sie (geworden)? Ich hörte die Worte des Imhetep und des Horduduf, die außerordentlich gepriesen werden

wegen ihrer Worte. Wo ist ihr Platz und was zu ihnen gehörte? Ihre Mauern sind vernichtet, nicht besteht mehr ihre Stätte als wären sie nie gewesen. Nicht kommt einer von dort, der ihre Gestalt beschriebe, der ihre Angelegenheiten schilderte, der unser Herz bewegte an den Platz zu gehen, von dem sie gingen. — Beruhige Du Dein Herz, indem Du Dein Herz dagegen (gegen den Gedanken an die Vergänglichkeit des Irdischen) ankämpfen läßt. Folge Deinem Herzenswunsche, da Du ja (noch am Leben) bist! Thue Wohlgeruch auf Dein Haupt, Dein Kleid bestehe aus feinster Leinewand, gesalbt mit den ächten wunderbarsten Stoffen unter den göttlichen Dingen. Thue noch mehr Erfreuliches als Du bisher thatest, lasse nicht Dein Herz ermüden. Folge Deinem Herzen und dem, was Dir schön dünkt. Verrichte Deine Angelegenheiten auf Erden nach dem Befehle Deines Herzens bis zu Dir kommt jener Tag des Wehklagens, an dem jener Gott, dessen Herz stille steht (d. h. Osiris), nicht erhört ihre (der Sterbenden) Wehklagen. Nicht erringt man durch Weinen das Herz (das Leben) eines Menschen, der im Grabe weilt. — Wohlan! Begehe einen frohen Tag, nicht ruhe an ihm. Siehe! Nicht ward es dem Menschen gegeben, seinen Besitz mit sich zu nehmen. Siehe! Nicht giebt es jemanden, der dahingegangen und wiedergekommen wäre".

Den Zweck dieser Worte lehrt eine Schilderung Herodots, die in ähnlicher Weise wie dies auch durch andere antike Autoren geschieht, berichtet, daß man bei den ägyptischen Gastmählern eine Mumiengestalt herumgereicht habe mit dem Zuruf: „Auf diesen hinblickend trinke und sei fröhlich, denn wenn Du stirbst, wirst Du diesem ähnlich sein!" Der Gedanke an den Tod soll nicht traurig stimmen, sondern zu immer größerem Lebensgenusse ermahnen, im Gegensatze zu der Auffassung der jüdischen Spruchsammlungen, die, wie vor allem die sogenannte Weisheit Salomonis, in derartigen Gedankengängen die Empfindungen der Gottlosen sehen. Im Nilthale finden sich öfters in den Gräbern Texte, welche das Lied aus dem Grabtempel des Königs Antef bald fast wörtlich, bald wenigstens in den Hauptgedanken wiederholen, und immer wieder von neuem betonen, daß das Leben kurz sei und man nicht wisse, was dann folge, also solle man fröhlich sein, so lange man es vermöge. Die Stelle, an der diese Ermahnungen angebracht werden, zeigt am besten, daß solche Auffassung nicht als religionswidrig galt, sondern als die richtige, der Gottheit genehme Lebensweisheit. Der Ägypter hat hier, wie überall, das Leben im Diesseits von der heitern

Seite zu nehmen gesucht, und es denn auch so erfreulich gefunden, daß er sich für das Jenseits nichts besseres zu wünschen wußte, als dort im Kreise der Götter ewiglich in derselben Art weiter zu leben, wie er es hinieden an den Ufern des Niles gethan hatte.

Lebensphilosophie will also dieses Lied lehren, aber nicht nur mit dieser einen Frage, ob und wie man das Leben genießen solle, haben sich die Ägypter abgegeben, wenn sie über das Dasein und seine Bedingungen nachdachten, auch andere philosophische Probleme haben sie in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen gesucht. Bei der Erörterung derartiger Fragen ward die Form des Dialoges gewählt, wie diese auch in anderen Litteraturen, sogar bei Meistern stylistischer Pointierung, wie Plato, zu gleichem Zwecke beliebt gewesen ist. In Rede und Gegenrede wird der jeweilige Streitpunkt, gelegentlich vor einer großen Versammlung, besprochen, bis zuletzt die Richtigkeit der verfochtenen Ansicht auch von der zuerst widerstrebenden Partei anerkannt werden muß.

Der älteste hierfür aus dem Nilthale erhaltene Text ist ein aus dem mittleren Reiche, aus der Zeit um 2500 v. Chr. stammender Papyrus des Berliner Museums, der die Berechtigung des Selbstmordes erweisen soll. Als Sprecher treten dabei ein Mensch auf und dessen Chu, sein leuchtendes, unsterbliches Ich, welches nach einer wohlbekannten ägyptischen Anschauung neben dem Menschen eine vollständig selbständige Persönlichkeit bildete, in demselben Sinne, wie die übrigen Teile der menschlichen Seele. So konnte der Mensch mit dem Seelenteile Ba Brett spielen, mit dem Seelenteile Ka sich unterhalten, ihm Gaben darbringen und von ihm Geschenke in Empfang nehmen. Und genau ebenso vermochte er mit der Seele Chu in Zwiespalt zu geraten und mit ihr Verhandlungen anzuknüpfen.

In unserm Schriftstücke ist der Mensch des Lebens überdrüssig und will sich selbst den Tod geben, da drückt ihn die Befürchtung, was aus ihm werden solle, wenn niemand für sein Begräbnis sorge. So wendet er sich denn an seine Seele, welche ihm in dem verlorenen Anfange des Berichtes im allgemeinen vom Selbstmorde abgeraten haben muß, mit der Bitte, diese Verwandtenpflicht der Bestattung für ihn zu übernehmen. Die Seele beharrt jedoch bei ihrem Widerspruch. Sie weist darauf hin, daß mit dem Tode auch das Andenken der Verstorbenen, selbst derer, welche sich granitene Denkmäler gesetzt hätten, schnell schwinde. Daher solle der Mensch der Sorge vergessen und sich einen frohen Tag machen. Lebe doch

auch der arme Mann trotz aller Arbeit und allen Unglücks, das ihn treffe. — Der Mensch folgt diesem Rate nicht. Er bricht in laute Klagen über sein Unglück aus und legt dar, wie sein Name verachtet werde mehr als das Schmutzigste und Widerlichste hier auf Erden; Brüder und Freunde hätten ihn verlassen. Der Sanfte auf Erden gehe zu Grunde, der Freche gelange überall hin; allgemein sei Raub verbreitet, das Schlechte siege überall; es gebe keine Gerechten, keine Zufriedenen. So stehe der Tod vor ihm wie das denkbar Angenehmste, wie der Geruch von Myrrhen, wie das Sitzen in frischem Luftzug, wie der Rausch, wie das Ziel der Sehnsucht, u. s. f. — Diese lang ausgesponnenen Ausführungen haben den gewünschten Erfolg, die Seele giebt ihren Widerstand auf und verspricht dem Menschen, daß er zum Westen, also zum Totenreiche gelangen solle, seine Glieder würden die Erde erreichen. Dann werde sie, die Seele, sich niederlassen, wenn er ruhe, sie wollten sich zusammen eine Stätte bereiten.

Ein zweiter derartiger philosophierender Text liegt in einem demotischen Papyrus des Leydener Museums vor, doch wird sein Wert dadurch verringert, daß er erst in nachchristlicher Zeit aufgezeichnet ward, es also sehr naheliegend ist anzunehmen, daß in ihm neben ägyptischen auch griechische Gedankenkreise Aufnahme gefunden haben. Man hat sogar christlichen Einfluß bei dem Papyrus annehmen wollen, ohne daß für diese wenig wahrscheinliche Vermutung ein Beweis hätte erbracht werden können. Es handelt sich in dem Texte um ein Gespräch zwischen einer großen Katze, der Vertreterin der Göttin Bast, und einem kleinen Schakal. Erstere geht von der traditionellen Ansicht aus, daß in dieser Welt die Gottheit alles leite und beherrsche, das Gute siege und das Böse, wenn auch bisweilen erst spät, bestraft werde. Wenn ein Lamm vergewaltigt würde, so werde dafür Vergeltung erfolgen, denn auch der mächtige Mann könne Gott nicht aus seinem Hause verjagen. Wenn auch einmal der Himmel von Wolken bedeckt sei, das Unwetter einen Augenblick das Licht fortnehme, Morgens Wolken vor dem Erscheinen der Sonne ständen, so werde die Sonne sie doch zerstreuen, das Licht und die Freude würden wiederkehren.

Derartigen gott- und schicksalergebenen Gedankengängen gegenüber faßt der Schakal das Leben realistischer auf, und betont, daß in der Welt das Recht des Stärkeren herrsche. Das Insekt werde von der Eidechse gefressen, diese von der Fledermaus, diese von der Schlange, diese von dem Sperber, und so gehe es fort. Man

rede davon, daß den Übelthäter Vergeltung treffen werde, aber es sei unklar, wie das geschehen solle, mit dem Gebet töte man nicht den Schuldigen, u. s. w.

Das Gespräch geht lange hin und her, es werden Fabeln erzählt, um das eine oder andere zu beweisen, gelegentlich auch geradezu Angriffe gegen die Götter gerichtet. Die größere logische Schärfe und die Sympathie des Autors stehen auf seiten des negativ denkenden Schakals; die Katze kann sich gelegentlich nur dadurch helfen, daß sie in Wut gerät und der Schakal sich vor ihren Krallen und handgreiflichen Beweisen fürchtet. Leider ist die Erhaltung des Textes keine gute und der Inhalt, mit dem sich besonders Revillout beschäftigt hat, schwer verständlich. Aber, das was klar erkennbar ist, zeigt, daß man hier in demotischem Gewande eine Erörterung des Widerstreites der beiden allüberall bei den verschiedensten Völkern auftretenden beiden Weltanschauungen vor sich hat, eines pessimistischen Fatalismus und eines den höheren Mächten vertrauenden Optimismus.

Die Fabel, welche in den Litteraturen des Orients seit alters eine ungemein große Rolle gespielt hat und noch spielt, tritt, wie eben angedeutet wurde, auch auf dem Boden Ägyptens auf. Auf zwei miteinander verbundenen Brettchen des Turiner Museums wurde um 1000 v. Chr. ein Text aufgezeichnet, der den Titel trägt „Prozeß des Bauches mit dem Kopfe". Dieser Rechtshandel spielt sich vor dem höchsten ägyptischen Verwaltungsgerichtshofe, dem der Dreißig ab, dessen Vorsitzender — und das ist ein echt orientalischer Zug — während der Verhandlung unaufhörlich weint. Zunächst muß der Bauch seine Klage vorgebracht haben, doch fehlt in dem erhaltenen Teile der Urkunde deren Wortlaut. Dagegen giebt dieselbe die Antwort des Kopfes, der sich selbst in langen Auseinandersetzungen als den Hauptbalken des Hauses bezeichnet, von dem alle andern Balken ausgingen. Sein Auge sehe weit, seine Nase atme, sein Ohr höre, sein Mund spreche, er mache leben u. s. f.

Leider besitzt man nur noch 8 Zeilen dieser Rede, die Fortsetzung der Verhandlung und das Schlußurteil fehlen. Die erhaltenen Teile zeigen jedoch deutlich, daß hier die älteste bisher bekannte Fassung der weit verbreiteten Fabel vom Streite zwischen Bauch und Gliedern vorliegt, die man gewöhnlich als Agrippa-Fabel bezeichnet, da sie angeblich Menenius Agrippa im Jahre 492 v. Chr. der auf den Mons Sacer bei Rom ausgewanderten Plebs erzählte.

Inwieweit auch die Tierfabel im alten Ägypten beliebt war, läßt ſich bislang nicht entſcheiden. Es iſt freilich öfters behauptet worden, die ſogenannten Äſopiſchen Fabeln müßten auf Ägypten, das Land der Tierverehrung, zurückgehen, und hat ſich in dem eben beſprochenen Leydener demotiſchen Papyrus die Fabel vom Löwen und der dankbaren Maus, die den Löwen aus der Gewalt der Menſchen befreit, wiedergefunden. Allein, ein aprioriſtiſches „es muß" kann auf litterargeſchichtlichem Gebiete keine ausſchlaggebende Beweiskraft beanſpruchen, und der demotiſche Text ſtammt, wie wir geſehen haben, aus nachchriſtlicher Zeit. Da ſich ferner die in ihm enthaltene Tierfabel in allem Weſentlichen vollſtändig mit der griechiſchen Faſſung deckt und nur verſucht, dieſe etwas weiter auszuſpinnen, ſo wird man im Demotiſchen weit eher die Bearbeitung einer griechiſchen Vorlage zu ſehen haben, als daß man das umgekehrte Verhältnis annehmen dürfte.

Endlich hat man häufig für das Vorhandenſein einer ägyptiſchen Tierfabel Darſtellungen angeführt, welche Tiere menſchliche Handlungen verrichten laſſen, wie Krieg führen, Brett ſpielen, muſizieren u. a. m. Am bekannteſten ſind in dieſer Beziehung Papyri zu London und Turin. Ihnen treten zur Seite ein Papyrus zu Gizeh und mehrere Thonſcherben, welche alle, ebenſo wie die Papyrustexte, der Zeit um 1000 v. Chr. angehören. In dieſen Bildern findet ſich aber kein einziger Zug, welcher dazu zwänge, in ihnen Illuſtrationen zu einer oder mehreren Erzählungen zu ſehen, und Lepſius hat gewiß mit Recht angenommen, daß es ſich vielmehr um ſatyriſche Darſtellungen handele, um Karrikaturen einiger der Reliefs, welche in ſtereotyper Einförmigkeit die Wände der Tempel und Gräber ſchmückten. Er hat denn auch ſofort einige treffende Beiſpiele derartiger Vorlagen neben die Papyrusbilder zu ſtellen vermocht. Ein ſolcher parodiſtiſcher Charakter erweiſt ſich vor allem aber dadurch als thatſächlich beabſichtigt, daß auf den die Tierbilder enthaltenden Teil des Turiner Textes eine zweite Abteilung folgt, welche durch erotiſche Zerrbilder ausgefüllt wird, bei denen an einen Zuſammenhang mit Fabeln ſelbſtredend nicht gedacht werden kann. Dieſer Papyrusabſchnitt iſt wichtig als bisher einziges im Nilthale zu Tage getretenes Beiſpiel einer ſpezifiſch erotiſchen Litteratur. Texte, welche entſprechenden Gedankengängen gewidmet wären, ſind noch nicht aufgefunden worden, wenn auch das Vorhandenſein einer derartigen Schriftſtellerei, die ſtets im Oriente ſehr verbreitet war, für das alte Ägypten kaum wird bezweifelt werden können.

Von einer moraliſierenden Fabel iſt nur der Anfang in einem Papyrus aus der Ptolemäerzeit erhalten geblieben; er iſt bemerkenswert infolge der Einkleidung, welche er der Fabel verleiht. Aus Tauſend und Einer Nacht iſt uns die orientaliſche Gepflogenheit geläufig, dem Sultan, deſſen Lebenswandel oder Thaten ſeiner Umgebung anſtößig erſcheinen, dies nicht in das Geſicht zu ſagen, um nicht ſeinen Grimm zu erwecken, ſondern ihm eine Geſchichte erzählen zu laſſen, aus der er ſich ſelbſt eine Lehre zu ziehen vermag. — Der Pharao, um den es ſich in dem ägyptiſchen Texte handelt, iſt Amaſis, der letzte bedeutende Herrſcher des unabhängigen Ägyptens, der 526 v. Chr. ſtarb, und den die griechiſche Volkserzählung, wie ſie bereits Herodot verzeichnet hat, als roi-canaille zu ſchildern liebte. Vor allem wurden ſeine Vergnügungsſucht und ſeine Trinkliebe tadelnd hervorgehoben und erzählt, wie er durch Hinweis auf den Bogen, der nicht ſtets geſpannt bleiben dürfe, ſein gelegentliches über die Stränge Schlagen zu entſchuldigen ſuchte. In Übereinſtimmung mit ſolcher Auffaſſung tritt der König auch in dem in Rede ſtehenden demotiſchen Texte auf, in dem es heißt:

„Es geſchah eines Tages, zur Zeit des Königs Amaſis, daß der König zu ſeinen Großen ſprach: „Es gefällt mir, ägyptiſches Kelebi (ein ſtark berauſchendes Getränk) zu trinken". Sie ſprachen: „Unſer großer Herr, es iſt hart, ägyptiſches Kelebi zu trinken". Er ſagte ihnen: „Hat etwa das, was ich Euch ſage, üblen Geruch"? Sie ſprachen: „Unſer großer Herr, was dem Könige gefällt, das möge er thun". Der König ſprach: „Man bringe ägyptiſches Kelebi auf den See". Sie handelten nach dem Befehle des Königs. Der König wuſch ſich mit ſeinen Kindern und es war kein anderer Wein vor ihnen als ägyptiſches Kelebi. Der König ergötzte ſich mit ſeinen Kindern, er trank viel Wein wegen der Liebe, die der König zu dem ägyptiſchen Kelebi hatte, dann ſchlief der König am Abend dieſes Tages am See ein, denn er hatte ein Ruhebette in eine Weinlaube am Rande des Sees bringen laſſen. — Als der Morgen kam, konnte der König nicht aufſtehen wegen der Größe des Rauſches, in dem er ſich befand. Als eine Stunde vergangen war, ohne daß er aufſtehen konnte, klagten die Hofbeamten und ſprachen: „Iſt das möglich! Der König betrinkt ſich ſo wie ein Mann des Volkes, ein Mann des Volkes kann wegen geſchäftlicher Dinge nicht zum Könige!" Die Hofbeamten gingen alſo hinein zu dem Orte, an dem der König war und ſprachen: „Unſer großer Herr, welchen Wunſch hegt der König?" Der König ſprach: „Mir gefällt es mich ſehr zu betrinken.

Ist niemand unter Euch, der mir eine Geschichte erzählen könnte, damit ich mich dadurch wach erhalte?"

Nun war unter den Hofleuten ein hoher Beamter, Namens Peun, der viele Geschichten kannte. Er trat vor den König und sprach: „Unser großer Herr! Kennt der König denn nicht die Geschichte, die einem jungen Matrosen begegnete? Es geschah zur Zeit des Königs Psammetich, da gab es einen verheirateten Matrosen. Ein anderer Matrose verliebte sich in die Frau des ersten, und sie liebte ihn und er liebte sie. Da geschah es eines Tages, daß der König ihn eintreten ließ. Als das Fest vorüber war, da ergriff ihn großes Verlangen — hier ist im Text eine Lücke — und er wünschte wieder zum Könige einzutreten.(?) Er kam nach Hause und wusch sich mit seiner Frau, aber er konnte nicht wie sonst trinken. Als die Stunde des zu Bette Gehens gekommen war, konnte er sich nicht entschließen, wegen des übergroßen Schmerzes, in dem er sich befand. Da sagte die Frau zu ihm: „Was ist Dir auf dem Flusse begegnet?" — Das Folgende fehlt und so können wir leider nicht mehr ersehen, in welcher Weise sich Amasis die unter König Psammetich, auf dessen Trunksucht gleichfalls griechische Berichte anspielen, vorgefallene Begebenheit zur Lehre dienen lassen sollte.

Neben Texten, welche, wie die zuletzt besprochenen, einen mehr oder weniger lehrhaften Charakter besitzen, finden sich in der altägyptischen Litteratur in weit größerer Zahl andere, welche nur der Unterhaltung zu dienen bestimmt waren. Dabei zeigen die meisten unter ihnen eine Eigenheit, welche auch in den Märchen aus Tausend und Einer Nacht eine große Rolle spielt, die Helden der verschiedenen Erzählungen sind keine frei erfundenen, sondern historische Persönlichkeiten. Die bedeutendsten Pharaonen, die größten Feldherrn des Landes treten auf, und diese Thatsache hat bis in die neueste Zeit hinein häufig die Forscher dazu verführt, in den betreffenden Papyris geschichtliche Berichte erkennen zu wollen. Das ist nicht möglich. So wenig die abendländischen sagenhaften Erzählungen von Karl dem Großen, die morgenländischen von Harun alraschid wahrheitsgetreue Angaben zu enthalten brauchen, ebensowenig ist dies der Fall, wenn in ägyptischen Papyris von berühmten Königen des Nilthals, wie von Cheops, Usertesen, Ramses II. die Rede ist. Gelegentlich sind auch die verschiedenen Nebenpersonen historische Gestalten, häufig sind aber diese, ebenso wie die kleinen Züge der jeweiligen Erzählung, frei erfunden. Den Ausgangspunkt des

Ganzen freilich pflegt wieder eine wirklich vorgefallene oder vorhandene Thatsache zu sein, wie die Eroberung einer bestimmten Stadt, das Vorhandensein einer geheimnisvollen Thür an einem Tempel, das auffallende Aussehen einer Statue. Was der Verfasser dann aber an diese anknüpft, was er als Grund ihres Bestehens oder als Gang der mit ihr verbundenen Ereignisse berichtet, das ist nicht mehr Geschichte, sondern freie Erfindung um Leser und Hörer zu erfreuen, ihnen eine langweilige Stunde auszufüllen.

Eine Reihe der Papyri enthält Reiseabenteuer. Wie der moderne Ägypter, so verließ auch der alte nur ungern die heimische Scholle und bereiste das übrige Nilthal. Noch weit schwerer aber entschloß er sich naturgemäß in das Ausland zu gehen, in dem andere Menschen, andere Götter, andere Sprachen herrschten. Freilich war das Volk nicht, wie früher vielfach behauptet worden ist, so gut wie vollständig gegen andere Stämme und Staaten abgeschlossen. Der Krieger mußte auf fernen Schlachtfeldern sein Blut im Dienste der Ruhmsucht und Beutegier des Pharao vergießen; Beamte zogen aus, um die fremdländischen Besitzungen Ägyptens zu verwalten oder um den Herrschern benachbarter oder weit abgelegener Reiche Briefe und Geschenke zu bringen. Kaufleute gingen in die Fremde, um Waren dorthin zu verkaufen oder dort zu erwerben; Sklaven und politisch Verdächtige suchten über die Grenze zu gelangen, um sich der Bestrafung durch ihren Herrn oder der königlichen Kabinetsjustiz zu entziehen. Daß gerade die Auswanderung aus den letzterwähnten Gründen, die noch im heutigen Orient häufig vorkommt, bereits im Altertume gang und gebe war, das zeigt, außer mehrern Texten, welche flüchtiger Sklaven und Beamte gedenken, vor allem ein Paragraph in dem Friedensvertrage, welchen Ramses II. mit dem Könige der ihm in Asien benachbarten Chetiter abschloß. Dieser bestimmte ausdrücklich, daß die Herrscher Überläufer und flüchtige Handwerker aus dem Nachbarstaate wieder an das Heimatsland auszuliefern hätten.

Gefahren bot ein Zug in die Fremde in reichem Maße. „Der Schnellläufer, der fortgeht in das fremde Land, vermacht seine Habe seinen Kindern, sich fürchtend vor Löwen und Asiaten" bemerkt eine in mehreren Abschriften der Zeit um 1250 erhaltene Schilderung der verschiedenen Berufe. Wem es aber gelang, von solcher Reise wohlbehalten zurückzukehren, der galt in seinem Heimatsorte als großer Held. Wie noch heutzutage, so werden auch damals bereits Freunde und Nachbarn zu ihm geeilt sein,

damit er ihnen seine Erlebnisse vortragen könne. Und wie der moderne Reisende, so wird auch er es mit der Wahrheit nicht allzu genau genommen haben. Manches Ereignis wird er interessanter gefärbt oder auch geradezu erfunden haben, um im Kreise seiner Volksgenossen größeres Ansehen zu gewinnen. So entwickelte sich denn bereits frühe im alten Ägypten neben der einfachen Reiseerzählung, die mögliches und annähernd richtiges berichtete, die Vorliebe für fabelhafte Geschichten, die in ihrer phantastischen Ausschmückung an die Erlebnisse Sindbad des Seefahrers oder an Lucians Wahre Geschichten erinnern.

Das älteste bisher bekannte Beispiel einer Reiseerzählung, welche den Charakter eines einfachen Berichtes an sich trägt und Unmöglichkeiten vermeidet, bildet die im mittlern Reiche entstandene, aber noch über tausend Jahre später abgeschriebene und gelesene Geschichte des Saneha (Sinuhit). Ob ihr Held wirklich gelebt hat, läßt sich nicht entscheiden. In Inschriften findet er sich bisher nicht erwähnt, doch kommen Männer, die wie er Saneha „Sohn der Sykomorengöttin" heißen, im mittlern und am Anfange des neuen Reiches nicht selten vor. Unser Saneha wird als ein hoher Würdenträger unter dem ersten Könige der 12. Dynastie Amenemhât I. geschildert. Als dieser Pharao starb und sein Sohn Usertesen I. zur Alleinregierung berufen ward, war Saneha Zeuge einer Botschaft, die der König erhielt und die vollständig geheim bleiben sollte. Er hielt es daher für geraten, sich möglichst schnell in Sicherheit zu bringen, um nicht wegen seiner Mitwissenschaft zur Rechenschaft gezogen zu werden. Zunächst versteckte er sich bis sich der König entfernt hatte, dann floh er in östlicher Richtung durch die Gefilde des Deltas, schlich sich durch die sogenannte Fürstenmauer, welche die Grenze Ägyptens gegen Asien bildete und errichtet worden war, um die in den Gefilden der Sinai-Halbinsel und des südlichen Palästinas umherschweifenden Beduinenstämme von Einfällen in die fruchtbaren Niederungen des nördlichen Nilthales abzuhalten. Von der Mauer aus gelangte Saneha an die Bitterseen und hier in der öden Steppe befiel ihn der Durst, sein Hals glühte und er sprach: Das ist der Geschmack des Todes. Aber, bald faßte er wieder Mut und da hörte er in der Ferne eine Herde. Er erblickte einen Beduinen, der ihm Wasser gab, für ihn Milch kochte und ihn zu seinem Stamme führte. Saneha schien es jedoch vorsichtiger, sich noch weiter von der ägyptischen Grenze zu entfernen. Er begab sich nach dem obern Tenu, einer Landschaft, die etwa im Süden

Paläſtinas geſucht werden muß, vermählte ſich nach einiger Zeit mit der älteſten Tochter des dort herrſchenden Fürſten und lebte Jahre lang reich, glücklich und angeſehn. Als er aber alt ward, da überkam ihn mehr und mehr die Sehnſucht nach der Heimat. König Uſerteſen geſtattete ihm, als ihm die Sachlage bekannt wurde, die Rückkehr, nahm ihn bei Hofe freundlich auf, ließ ihm ägyptiſche Kleidung anlegen und dafür ſorgen, daß ihm ein prächtiges Grabmal errichtet werde, die höchſte Ehrenbezeugung, welche der Pharao zu verleihen vermochte. — Eingeflochten in dieſen Bericht finden ſich höchſt anſchauliche Schilderungen des Landes der Beduinen, ihrer Streitigkeiten und ſonſtigen Lebensweiſe, welche als älteſte erhaltene ägyptiſche Kulturbilder aus dem Bereiche der paläſtinenſiſchen Nomadenſtämme beſonderes Intereſſe darbieten. Neben ſolchen Idyllen ſtehen äußerſt breite, phraſenhafte Lobeserhebungen für den Herrſcher des Nilthales, die dem ägyptiſchen Leſer Freude bereitet haben mögen, für unſern modernen Geſchmack jedoch die ſchlichte Erzählung der Geſchicke des Saneha in ſtörendſter Weiſe unterbrechen und ſehr ermüdend wirken.

Etwa der gleichen Zeit wie der Sanehabericht, der Mitte des dritten Jahrtauſends v. Chr., entſtammt die Geſchichte vom Schiffbrüchigen, welche bisher nur in einer Abſchrift, in einem jetzt in St. Petersburg aufbewahrten Papyrus, vorliegt. Wie die Erzählung Sanehas, ſo wird auch dieſe Geſchichte in der Ichform vorgetragen und läßt den Helden ſelbſt ſeine Abenteuer berichten; abweichend von der Sanehageſchichte giebt ſie aber nicht den Namen des Helden an, geht auch auf ſein Vorleben und ähnliche Fragen nicht ein.

Der Berichterſtatter war mit einem Schiffe auf dem Meere nach den Königlichen Minen aufgebrochen, ein Sturm erhob ſich, das Fahrzeug mit allen Inſaſſen ging zu Grunde, nur ihm ſelbſt gelang es einen Balken zu ergreifen und ſich mit deſſen Hülfe über Waſſer zu halten. Eine Woge trieb ihn drei Tage lang fort bis zu einer Inſel, auf der er allerhand Nahrung fand und den Göttern ein Brandopfer darbrachte. Da hörte er furchtbaren Lärm, die Bäume zitterten und die Erde erbebte; eine 30 Ellen lange Schlange mit 2 Ellen langem Barte, deren Glieder mit Gold eingelegt waren und deren Farbe die des echten Lapis lazuli war, nahte ſich ihm. Sie ergriff ihn, trug ihn zu ihrer Ruheſtätte und ließ ſich dann von ihm erzählen, wie er hierher gekommen ſei. Nachdem ſie aufmerkſam bis zu Ende zugehört, erklärte ſie ihm, er ſei hier auf der

Insel des Ka, d. h. der Seele, auf welcher sie mit ihren Brüdern und Kindern, im ganzen 75 Schlangen, mit einem (wohl menschlich gedachten) Mädchen, das der Zufall(?) herbei gebracht habe, lebe. Vier Monate werde er auf der Insel verweilen müssen, dann werde ein Schiff kommen und ihn abholen. Was die Schlange gesagt, das traf selbstverständlich ein. Als die vorher bestimmte Zeit vorüber war, gab sie dem Schiffbrüchigen reiche Geschenke an Weihrauch, Schmuck, Elfenbein, Hunden, Affen und andern wertvollen Dingen. Er ließ alles in das rettende Schiff bringen und fuhr dann über Nubien nilabwärts zur Residenz Pharaos.

Um über ein Jahrtausend jünger als die beiden bisher besprochenen Abenteuer-Erzählungen ist die aus der Zeit um 1250 v. Chr. stammende Schilderung einer Reise durch Palästina und Phönizien, welche in einem Londoner Papyrus und in Bruchstücken zweier weiterer Abschriften uns überkommen ist. Diese ist weniger dazu bestimmt gewesen, die fragliche Reise selbst zu schildern, wenn sie auch eine Reihe besuchter Städte und einige Erlebnisse aufführt, als dazu, an der Hand einer solchen Reisebeschreibung die Ungereimtheiten und den gesuchten Stil zu verspotten, in dem man damals derartige Schilderungen abzufassen liebte. Neben dieser zunächst litterarhistorisch beachtenswerten Tendenz hat das Schriftstück auch anderweitig hohen Wert. Es giebt ein anschauliches Bild der Unsicherheit, welche am Ende des zweiten Jahrtausends, etwa in der Periode der Eroberung des gelobten Landes durch die Juden, im Süden von Syrien bis nach Ägypten hin herrschte. Vor allem zeigt der Text, wie schwer noch damals eine Bereisung dieser Gegenden war, obwohl bereits seit Jahrhunderten das Land immer wieder unter ägyptischer Oberhoheit und unter dem Einflusse ägyptischer und babylonisch-assyrischer Kultur gestanden hatte.

Die wunderbaren Dinge, welche der Schiffbrüchige seinen Landsleuten zu erzählen wußte, werden diese nicht so sehr überrascht haben, wie sie dies bei modernen europäischen Hörern thun würden, denn auch im Nilthale selbst fehlte es nach altägyptischer Ansicht nicht an Spuk und Zauber aller Art, der jederzeit in das Leben des Menschen, mit und ohne dessen Schuld, einzugreifen vermochte. Ein Papyrus des mittleren Reiches berichtet, wie ein Hirt ein gespenstiges weibliches Wesen in einem See erblickte. Außer sich vor Furcht forderte er die andern Hirten auf, die Gegend zu verlassen, die Rinder solle man durch das Wasser treiben, während diejenigen Hirten, welche im Zauber erfahren seien, die Formeln sprechen sollten,

die das Vieh vor Mißgeschick im Wasser, also vor allem vor Krokodilen, zu schützen bestimmt waren. Die Hirten folgten dem Wunsche. Als aber der Zug im Gange war, da begegnete dem ersten Hirten das Gespenst, das seine Kleider ausgezogen hatte, mit verwirrtem Haar. Der Schluß der Geschichte, wie der Hirt dem Gespenst entrann oder wie er demselben zum Opfer fiel, ist leider verloren gegangen.

In einem andern, jüngern Texte, von dem sich Teile auf Thonscherben, die jetzt zu Paris, Wien und Florenz aufbewahrt werden, verzeichnet finden, will der Oberpriester des Gottes Amon Chunsuem-heb sich sein Grab herstellen lassen. Dabei scheint er auf eine ältere Gruft gestoßen zu sein und die Mumien, welche in dieser ruhen, fangen, als er in ihre Ruhestätte eindringt, Gespräche mit ihm zu führen an und berichten ihm in schwer verständlichen Reden die Geschichte ihres Lebens. Die bisher aufgefundenen Reste des Berichtes lassen den Zusammenhang der Erzählung noch nicht erkennen, da dieselbe aber, wie ihre von verschiedenen Händen aufgezeichneten Überreste zeigen, in der Zeit kurz vor 1000 v. Chr. als Vorlage bei Schreibübungen diente, so muß sie damals zu den beliebteren Lesestoffen des ägyptischen Volkes gehört haben.

Außer derartigen kurzen Bruchstücken von Geistergeschichten ist auch ein längerer Papyrus, der etwa am Anfange des neuen Reiches, um 1800 v. Chr., wohl auf Grund älterer Vorlagen, niedergeschriebene sogenannte Papyrus Westcar des Berliner Museums, erhalten geblieben, der sich wesentlich mit Zauberkunststücken beschäftigt. Demselben fehlen zwar, wie den meisten ägyptischen Papyris, Anfang und Schluß, doch blieb von dem Inhalte genug vor der Vernichtung bewahrt, um daraus ein angemessenes Bild des gesamten einstigen Textes gewinnen zu können. Die Erzählung begann damit, daß sich der König Cheops, der aus den Berichten der griechischen Autoren allbekannte Erbauer der größten Pyramide von Gizeh, Zaubergeschichten erzählen läßt. Die erste von diesen, von welcher nur die Schlußworte erhalten geblieben sind, hatte sich unter der Regierung des Königs T'eser aus der dritten Dynastie zugetragen, die nächste, im Papyrus vollständig vorhandene, ereignete sich unter dem kurz vor dem eben genannten Pharao herrschenden Könige Nebka. Damals fertigte eines Tages ein höherer Beamter, als er erfuhr, daß ihm sein Weib untreu war und sich mit ihrem Liebhaber an einem See zu treffen pflegte, ein Krokodil aus Wachs an und ließ dieses durch einen Vertrauten in den See werfen. Da

verwandelte sich das Bildnis in ein wirkliches Krokodil und verschluckte den Liebhaber. Sieben Tage darauf ging der Beamte mit dem Könige an den See, auf Befehl brachte das Krokodil ihnen den Verschlungenen. Dem König war das große Tier unheimlich, da packte es der Beamte und in seiner Hand ward es wieder zu einer Wachsfigur. Der Beamte erzählte dem Könige die ganzen Vorgänge; der Pharao erlaubte daraufhin dem Krokodile, das mit sich fortzunehmen, was sein wäre, und so tauchte das Tier mit dem Ehebrecher in die Tiefe, während die schuldige Frau verbrannt und ihre Asche in den Strom gekehrt ward.

Hierauf folgt eine Zaubergeschichte, die unter die Regierung des Königs Snefru, des Vorgängers des Cheops, verlegt wird. Dieser Pharao ließ sich eines Tages von 20 schönen Mädchen auf einem See umher rudern, als der Malachitschmuck einer der Frauen in das Wasser fiel. Der König versprach der Verliererin einen anderen als Ersatz, aber sie wollte sich nicht beruhigen und verlangte ihr Eigentum zurück. Da ließ man einen Zauberer kommen, der sprach seinen Spruch und legte die eine Hälfte des Sees auf die andere, so daß das Wasser, welches früher in der Mitte 12 Ellen tief gewesen war, jetzt dort 24 Ellen hoch stand. Am Boden des auf diese Weise trocken gelegten Teiles des Sees lag der Schmuck. Man nahm ihn heraus, der Zauberer sprach seinen Spruch und das Wasser kehrte an seinen ursprünglichen Platz zurück.

Nachdem man diesen Berichten über seltsame Vorgänge unter den verewigten Vorgängern des Cheops mit Interesse gelauscht hatte, trat der Prinz Horduduf auf, der uns bereits in dem Liede aus dem Grabtempel des Königs Antef als ein wegen seiner Weisheit berühmter Mann begegnet ist. Er machte den König darauf aufmerksam, daß es auch jetzt noch einen Zauberer gebe, einen Mann, Namens Deda, der 110 Jahre alt sei und noch jeden Tag 500 Brode und eine Rindskeule esse und dazu 100 Krüge Bier tränke. Hierdurch bewogen schickte Cheops den Prinzen aus, um den Zauberer zu holen. Dieser kam und nun ließ man ihn zunächst vor Pharao sein Hauptkunststück vorführen; Thiere, eine Gans, eine Ente und zuletzt ein Stier, wurden enthauptet und dann der jeweilige Kopf wieder auf den Rumpf gezaubert, so daß das Geschöpf in der alten Weise zu leben vermochte. Dann unterhielt sich Cheops mit dem Manne und dieser erzählte ihm, die Frau eines Priesters in der Stadt Sachebu erwarte die Geburt dreier Söhne, die sie von dem Gotte Râ empfangen habe, und diese würden einst den Thron

Ägyptens gewinnen. Die Kunde machte begreiflicher Weise den König tief traurig, Deda suchte ihn dadurch zu trösten, daß er ihm mitteilte, es würden noch sein Sohn und sein Enkel regieren, erst dann sollten diese Kinder des Sonnengottes Herrscher werden. Cheops beruhigte sich dabei nicht, er erkundigte sich weiter nach Einzelheiten der Sache und sprach die Absicht aus, selbst nach Sachebu zu reisen, jedenfalls mit dem Hintergedanken, bei dieser Gelegenheit die Thronprätendenten aus dem Wege zu räumen.

Die Fortsetzung der Erzählung spielt in Sachebu, die Geburt und früheste Kindheit der drei Kinder wird eingehend geschildert und allerhand wunderbare Ereignisse, die sich dabei abspielten, eingeflochten. Die Gottheit sorgte selbst für die Sicherheit der Kleinen. Als eine Magd, die um das Geheimnis wußte, aus Zorn über eine ihr gewordene Züchtigung alles dem König Cheops zu verraten drohte, versetzte ihr ihr eigener Bruder einen Schlag und als sie an das Wasser ging, schleppte sie ein Krokodil fort. — Damit bricht das erhaltene Stück ab, doch ist es noch jetzt möglich, in gewissem Sinne den Schluß zu ergänzen. Die Namen der drei Kinder des Sonnengottes zeigen, daß mit ihnen die drei ersten Könige der fünften Dynastie gemeint sind, der Herrscherfamilie, welche auf das Haus des Cheops folgte. Der Papyrus wird also berichtet haben, wie die Knaben allen Nachstellungen entgingen und zuletzt den ihnen vorherbestimmten Thron errangen. Nur darin findet sich bereits in dem erhaltenen Teile ein geschichtlicher Verstoß, daß nach ihm nur noch zwei Nachkommen des Cheops vor dem Auftreten des neuen Königshauses herrschen sollten, während den aus dem Altertume überkommenen Listen zufolge mindestens vier Herrscher in der Zwischenzeit regiert haben müssen.

Ähnlich wie in dem besprochenen Papyrus wunderbare Vorgänge mit den Namen der Herrscher in Verbindung gebracht werden, welche in der ersten Blütezeit Ägyptens, in der Periode der Pyramidenerbauer, eine besonders große Rolle spielten, so verfährt man auch mit Persönlichkeiten aus jüngeren Epochen. Der Londoner Papyrus, dem oben eine Reihe von Liebesliedern entlehnt wurde, knüpft eine derartige Erzählung an die Person des Thutia, eines Mannes, der durch zahlreiche Denkmäler und Inschriften als einer der Feldherren des bedeutendsten Kriegshelden des neuen ägyptischen Reiches, Thutmosis III., bekannt geworden ist. Von ihm berichtet der Papyrus, in welcher Weise es ihm gelang die Stadt Joppe zu erobern, die sich gegen den Pharao empört hatte. Thutia zog

im Einverständnisse mit seinem Könige nach Joppe. Dabei nahm er auserlesene Soldaten, 500 große Krüge und den großen Stock des Königs mit und gab sich, als er vor die Stadt gekommen war, als Überläufer aus. Der Fürst von Joppe war naturgemäß hoch erfreut, einen so bedeutenden Mann gewinnen zu können, eilte ihm daher entgegen, küßte ihn, nahm ihn mit sich, aß und trank mit ihm. Dann wünschte er den großen Stock des Pharao zu sehen, Thutia ließ ihn herbeibringen, hielt ihn vor den Fürsten und schlug diesen dann mit dem Stocke vor den Kopf, so daß er ohnmächtig zusammenbrach. Hierauf ließ er 200 seiner Leute in 200 der großen Krüge hineinsteigen und die übrigen Krüge mit Stricken füllen. Mit den Krügen zog man nach Joppe und spiegelte den Bewohnern vor, Thutia sei gefangen worden und man bringe ihn, seine Leute und seine Habe in den Krügen. Die Joppeer ließen sich täuschen und gestatteten den Trägern mit den Krügen den Eintritt. Kaum war dieser erfolgt, so befreiten die Träger ihre Genossen und bemächtigten sich mit ihrer Hülfe der Stadt. — Auf den ersten Blick leuchtet die Gedankenverwandtschaft ein, die zwischen diesem Berichte und Erzählungen, wie der vom hölzernen Pferde, durch das Troja fiel, oder von den Schläuchen der 40 Räuber in dem Märchen von Ali Baba in Tausend und Einer Nacht besteht. Der ägyptische Text hat aber insofern einen eigenartigen Zug, daß dem Stocke Pharaos eine freilich nicht näher geschilderte magische Kraft zugeschrieben wird. Ihr hat es Thutia zu verdanken, wenn sich ihm der Fürst von Joppe so unvorsichtig preisgiebt und dann sein doch eigentlich leicht zu durchschauender Betrug von den Städtern nicht bemerkt wird.

Die Zahl derartiger Erzählungen muß im Altertume im Nilthale eine sehr große gewesen sein. An den verschiedensten Stellen der Berichte der klassischen Autoren über die ältere ägyptische Geschichte finden sich kurze Anspielungen auf Sagen, deren Kern ein oder mehrere wunderbare Ereignisse bildeten. Wie alt die Wundergeschichten in solchen Fällen jeweils sind, läßt sich aus diesen abgebrochenen Bemerkungen so gut wie nie erkennen. Viele von ihnen mögen erst in griechischer Zeit entstanden sein, denn gerade in den spätesten Perioden des Ägyptertumes waren derartige litterarische Erzeugnisse sehr beliebt. Drei umfangreiche Zaubermärchen sind bereits aus demotischen Papyris aus der Ptolemäerzeit und aus den ersten Jahrzehnten der römischen Kaiserherrschaft veröffentlicht worden; eine genauere Durcharbeitung des vorliegenden Materiales wird vermutlich noch manche andere Stücke zu Tage fördern.

Einer der bereits zugänglich gemachten Texte, welcher geschichtliche Dinge zu erzählen vorgiebt, spielt in der Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. Er schildert den Kampf um einen geheimnisvollen Panzer, der sich ursprünglich in Heliopolis befunden hatte, bei Beginn der Geschichte aber von dem Heerführer des mendesischen Nomos geraubt worden war. Am Gazellensee versammelten sich in Gegenwart des damaligen Pharao Petubastis die Häuptlinge einer großen Anzahl von Orten Unterägyptens. Die einen wollten den Panzer für Heliopolis wieder gewinnen, die andern, mit denen der Pharao sympathisierte, ihn dem augenblicklichen Besitzer erhalten. Es handelte sich im wesentlichen um einen Streit zwischen den Fürsten der nördlichen und südlichen Nomen des westlichen und mittleren Deltas, der damit endete, daß der König den Panzer seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben sich gezwungen sah. Leider ist der Papyrus nur in Bruchstücken auf unsere Zeit gekommen, was neben dem litterargeschichtlichen Verlust, der dadurch veranlaßt ward, auch für die politische Geschichte bedauerlich ist. Soweit die spärlichen inschriftlichen Quellen Ägyptens und Assyriens Rückschlüsse gestatten, schilderte er die wirren inneren Zustände im Nilthale während des Verlaufes des achten Jahrhunderts in richtiger Weise, also die Zeit kurz vor dem Einfalle der Äthiopen und dem Zusammenbruche der durch den wachsenden Einfluß der verschiedenen Nomosführer mehr und mehr geschwächten einheimischen Königsdynastie. Diese historische Treue in der Auffassung der Zeitverhältnisse, in welche die Begebenheiten hinein verlegt werden, spricht dafür, daß wenigstens der Kern des Berichtes weit älteren Ursprungs ist als die jetzt in Wien aufbewahrte Niederschrift.

Die beiden andern Papyri beschäftigen sich mit der Persönlichkeit und der Familie des Prinzen Setna Châ-em-uſt (Satni Chamoïs), eines Sohnes Ramses II, der den Inschriften zufolge vor allem gottesdienstlichen Handlungen seine Kraft widmete. Eine Zeit lang scheint er auch Anwartschaft auf den Thron Ägyptens gehabt zu haben, doch starb er dann vor seinem Vater und ward in einer der Apisgrüfte des Serapeums zu Memphis beigesetzt. Bereits frühe brachte ihn die ägyptische Überlieferung mit magischen Bestrebungen in Verbindung, eine erhalten gebliebene Dämonenanrufung sollte von ihm unter dem Kopfe einer Mumie in der Necropole von Memphis entdeckt worden sein. Der erste der in Rede stehenden Texte ist seit 1867 bekannt, er berichtet, daß der Prinz eifrig Magie trieb und seine Kenntnisse eines Tages den Gelehrten aus der königlichen Um-

gebung darlegte, da habe ihm ein alter Mann von einem Zauberbuche erzählt, welches der Gott der Weisheit Thoth selbst aufgezeichnet habe und das zwei Formeln enthielt. Wenn man die erste vortrug, bezauberte man den Himmel, die Erde und das Reich der Nacht, die Berge und das Wasser; man kannte die Vögel des Himmels und alle Kriechtiere, man sah die Fische, die eine göttliche Kraft an die Oberfläche des Wassers steigen ließ. Wenn man die zweite Formel las, dann nahm man seine irdische Gestalt wieder an, auch wenn man im Grabe weilte, erblickte die Sonne, wie sie am Himmel aufging, samt ihrem Götterkreise, und den Mond in der Gestalt, in welcher er sich zeigt. Setna erkundigte sich, wo dieses Buch zu finden sei, und erfuhr, daß es im Grabe des Neferka-Ptah, eines Sohnes des (anderweitig nirgends genannten) Königs Mer-neb-Ptah liege, daß dieser sich aber das Werk nicht ohne weiteres werde entreißen lassen. Setna ließ sich durch solche Schwierigkeiten nicht abhalten, er drang in das Grab des Neferka-Ptah ein, in welchem sich außer dem Toten selbst auch die Geister seiner in Koptos bestatteten Gattin Ahuri und ihres Sohnes befanden. Ahuri erzählte dem Eindringlinge alles das Unglück, welches die Erwerbung des Buches ihrem Gatten und ihr persönlich gebracht habe, aber sie erzielte nicht den gewünschten Erfolg. Setna beharrte bei seinem Vorhaben und es gelang ihm, durch Zaubermacht das Buch zu gewinnen. Wie in zahlreichen ähnlichen Märchen bei den verschiedensten Völkern, so gereicht auch in diesem das Erreichen des Zieles dem Manne, der die Ruhe der Toten gestört hatte, nicht zum Segen. Setna verliebte sich in die Tochter eines Priesters zu Memphis und knüpfte mit ihr nahe Verbindungen an, welche dieses Wesen, das sich als Zauberin entpuppte, dazu benutzte, um ihn zu beschämen und in einen elenden Zustand zu bringen. Jetzt erkannte der Prinz, wie sehr er gefrevelt hatte, als er das Buch raubte. Reumüthig brachte er es selbst dem Nefer-ka-Ptah zurück, suchte, um seine Schuld wenigstens durch etwas wieder gut zu machen, in Koptos die Gräber der Gattin und des Kindes des Beraubten und ließ die Mumien dieser beiden in feierlicher Weise zu dem Gatten und Vater bringen und dann dessen widerrechtlich erbrochenes Grab sorgfältig verschließen. — Der zweite, vor etwa zwei Jahren von Griffith aus einem Londoner Papyrus herausgegebene Text ist, ebenso wie der erste, in seinen Einzelheiten gut ägyptisch. Er knüpft an die Person des auf fabelhafte Weise geborenen Sohnes des Setna Saosiri an und berichtet folgende drei in einander verflochtene

Zauberstücke. Zunächst führte Saosiri seinen Vater, dem er an magischer Kraft weit überlegen war, in die Unterwelt ein. Sie drangen bis zum Gerichtssaale des Osiris vor und hier überzeugte sich Setna von der Thatsache, daß das Schicksal eines guten Armen im Jenseits ein glänzendes, das eines schlechten Reichen ein schreckliches sein werde. Dann vermochte Saosiri seinen Vater und mit ihm Ägypten aus schwerer Verlegenheit zu retten, indem er einen verschlossenen Brief, den ein Zauberer aus Äthiopien gebracht hatte, las, ohne das Siegel zu zerbrechen, und hierdurch den Zauberer zwang, die Übermacht Ägyptens anzuerkennen. Endlich wird berichtet, es habe einst in Äthiopien ein mächtiger Zauberer gelebt, welcher einmal eine Sänfte und vier Männer aus Wachs fertigte und diese dann belebte. Er sandte sie nach Ägypten, ließ den dortigen König aus seinem Palaste holen, ihn nach Äthiopien bringen und, nach Verabreichung von 500 Stockschlägen, in derselben Nacht wieder nach Memphis tragen. Am nächsten Morgen zeigte der Pharao seinen Hofbeamten seinen zerschlagenen Rücken. Einer von diesen, namens Horus, war zauberkräftig genug, um durch Amulette eine Wiederholung der Entführung zu verhindern, während er selbst aus Hermopolis das mächtigste magische Buch des Gottes Thoth herbeiholte. Mit seiner Hülfe spielte er dem äthiopischen Herrscher in derselben üblen Weise mit, wie der äthiopische Zauberer dem Pharao. Der fremde Zauberer beeilte sich nun, nach Ägypten zu kommen nnd mit Horus einen Wettkampf in Zauberkunststücken zu beginnen. Er unterlag und wurde samt seiner Mutter nur unter der Bedingung nach Äthiopien entlassen, daß sie versprachen, 1500 Jahre außerhalb Ägyptens zu leben.

Nicht nur Zaubergeschichten wurden von den alten Pharaonen berichtet, auch andersartige Sagen haben sich an ihre Personen geheftet und bildeten in späterer Zeit eine der Hauptquellen für die Angaben der klassischen Autoren über die ältere Geschichte des Nilthales. Diese Schriftsteller, Herodot an ihrer Spitze, erzählen von der ägyptischen Vorzeit nicht wirkliche Begebenheiten, zu deren Feststellung die ihnen allen fehlende Kenntnis der ägyptischen Sprache und Schrift notwendig gewesen wäre. Sie verzeichnen statt solcher Thatsachen das, was ihre seit Jahrhunderten im Nilthale ansässigen Landsleute ihnen über die alten Bauwerke und ihre Entstehung, über diese oder jene historische Persönlichkeit zu sagen wußten. Diese Griechen wiederum verdankten ihr Wissen nicht eigenen Studien, sondern den Angaben ihrer ägyptischen Geschäftsfreunde, der Kauf-

leute und Fremdenführer, welche nur Volkssagen vorzutragen wußten. Mit höher Gebildeten, mit Priestern und Gelehrten, die über die Geschichte ihres Landes wirkliches Wissen besaßen, werden in vorptolemäischer Zeit nur selten Griechen verkehrt haben; die stark ausgebildete Fremdenverachtung in den höheren Kreisen des ägyptischen Volkes mußte einem solchen Umgange ein dauerndes Hindernis sein. Volkssagen versuchten demnach Herodot und seine Genossen nachzuerzählen und mit ihrer Hülfe sich ein einheitliches Bild der Entwicklung des ägyptischen Volkes auszugestalten. Naturgemäß genügten dazu ihre Kräfte nicht, und so kann ihre Schilderung nur in geringem Maße historischen Wert besitzen, während sie für die Erhaltung zahlreicher Sagen, deren die Papyri bisher nicht gedenken, von großer Bedeutung sind. Auch der dem ägyptischen Priesterstande angehörige Geschichtsschreiber Manetho, der um 270 v. Chr. in griechischer Sprache eine Geschichte seines Heimatslandes verfaßte, hat sich von der Sagenüberlieferung nicht frei zu erhalten vermocht. Er arbeitete zwar unter günstigeren Verhältnissen als beispielsweise Herodot und konnte seinem Werke eine zuverlässige Liste der Pharaonen zu Grunde legen. Wenn er aber in diese die Thaten der einzelnen Herrscher einfügen wollte, dann zog er nicht die Angaben der Denkmäler zu Rate, sondern die Legenden, welche die ägyptischen Märchenpapyri an ihre Namen knüpften.

Einen der besten Belege, wie getreu die Griechen ihre jeweiligen Vorlagen wiedergegeben haben müssen, bildet die Erzählung von dem reichen Könige Rhampsinit und den diebischen Söhnen seines Baumeisters, welche Herodot verzeichnet hat. Hier ist der Bericht in seinen Einzelheiten derart den Landessitten entsprechend, daß der Verfasser oder richtiger sein Gewährsmann ein ägyptisches Original so gut wie Wort für Wort in griechischer Sprache überliefert haben muß. Neben Sagen, welche auf diese Weise vollständig bei den Klassikern erhalten blieben, sind uns von zahlreichen anderen Bruchstücke überkommen, aus denen man das Bestehen einer Sage, aber nicht deren Verlauf, festzustellen vermag. Hierher gehören Anspielungen auf die Unterweltsfahrt Rhampsinits; auf den Hirten Philitis, nach dem die Pyramiden genannt worden sein sollen; auf den König Sesonchosis, der 5 Ellen lang war, und anderes mehr.

Neben den nur durch die Griechen überlieferten Sagen stehen solche, welche die alten Ägypter selbst aufgezeichnet haben. So ward um 1250 v. Chr. in einem Papyrus der Anfang einer Sage niedergeschrieben, welche an den Freiheitskampf der Ägypter gegen die

Hykſos anknüpfte. Dieſes aſiatiſche Volk hatte das Nilthal erobert und mehrere Jahrhunderte lang bedrückt, als ſich um 1800 v. Chr. die Ägypter gegen ihr Joch auflehnten. Der Papyrus ſcheint geſchildert zu haben, wie die beiden feindlichen Herrſcher, der in Avaris weilende Hykſos Apepi und der in Oberägypten lebende Führer der nationalen Partei Râ-ſekenen (Soknunri) ſich gegenſeitig Rätſel und ſchwierige Fragen vorlegten, von deren Löſung das Geſchick des einen oder andern von ihnen abhing.

Die Luſt, Sagen zu erfinden, iſt im Nilthale mit dem Verluſte der Freiheit des Volkes und der Beſetzung des Landes durch die Griechen nicht erloſchen. Demotiſche Papyri enthalten Prophezeiungen aus angeblich alter Zeit über Ereigniſſe der ägyptiſchen Zukunft. So ergiebt das Bruchſtück eines unter Kaiſer Auguſtus aufgezeichneten Textes zu Wien Stücke aus den Wahrſagungen eines Lammes, welches unter dem auch ſonſt ſagenberühmten Könige Bocchoris um 720 v. Chr. ſprach. Ein griechiſcher Papyrus der Ptolemäerzeit zeigt den Anfang einer Geſchichte von dem letzten ſelbſtändigen einheimiſchen Könige Nectanebus, in welcher die Vertreibung dieſes Pharao von ſeinem Thron berichtet geweſen zu ſein ſcheint. Um die gleiche Zeit entſtanden in den Griechenſtädten an den Ufern des Niles große Teile des ſogenannten Alexanderromans, eines Werkes, welches die Geburt und die Thaten des großen Makedoniers in der fabelhafteſten Weiſe ausgeſchmückt erzählte und das in verſchiedenen Geſtaltungen während langer Jahrhunderte im Occident und noch mehr im Orient hohes litterariſches Anſehen genoß. Wie die Thaten Alexanders, ſo wurden auch die des Perſerkönigs Kambyſes verherrlicht; ein hierhin gehöriger Text iſt, freilich nur bruchſtückweiſe, in koptiſcher Sprache erhalten geblieben. Mit zahlreichen andern Helden wurde in entſprechender Weiſe verfahren; neben der wahren Geſchichte des Landes lief eine weit ausgedehnte Sagengeſchichte einher, welche bisweilen die echte Überlieferung vollſtändig verdrängte. Häufig gelingt es der Forſchung unſerer Tage nur mit Mühe, der geſchichtlichen Wahrheit wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, eine Thätigkeit, die freilich den Nachteil im Gefolge hat, daß ſich durch ſie der Verlauf der ägyptiſchen Geſchichte weit nüchterner und unpoetiſcher geſtaltet, als ihn die alten Ägypter ſelbſt in ihrer Luſt zu fabulieren der Nachwelt hatten erſcheinen laſſen.

Verhältnismäßig ſelten hat man im Altertume im Nilthale bei der Niederſchrift von Märchenerzählungen der beſchriebenen Art darauf verzichtet, den Helden des Berichtes für eine der großen

Gestalten der geschichtlichen Vergangenheit zu erklären, und ihm einen vollständig erfundenen oder gar keinen Namen gegeben. Ersteres geschieht in dem Märchen von den beiden Brüdern, welches der am Anfange dieser Arbeit erwähnte Papyrus d'Orbiney enthält. Sein Held, der Hirt und Ackersmann Batau lebte als Gehülfe bei seinem ältern Bruder Anepu und half diesem bei seiner Ackerwirtschaft, bis er von dessen Frau des versuchten Ehebruchs beschuldigt ward. Von dem eigenen Bruder für schuldig gehalten und bedroht, zog er sich in ein Bergthal zurück und lebte dort als Jäger. Die Götter erschaffen ihm eine Gattin, aber diese verrät ihn, um Geliebte des Pharao zu werden. Der Bruder, der von seinem Irrtum zurückgekommen ist und seine schuldige Frau getötet hat, sucht und findet den Batau, er zieht mit ihm an den Hof um dort die treulose Gefährtin des Batau zur Rechenschaft zu ziehen. Nach mannigfachen Verwicklungen erreicht Batau sein Ziel und wird zuletzt König von Ägypten und sein Bruder einer seiner höchsten Beamten und sein Nachfolger. Die Helden dieser Geschichte, deren erster Teil das ägyptische Bauernleben in sehr ansprechender Weise schildert, während der zweite eine echt orientalische Phantasie voll von Wundern und Seltsamkeiten bildet, sind nur als Romanhelden gedacht. Der König, der in die Geschichte hineinspielt, wird nur als Pharao, also mit dem üblichen ägyptischen Herrschertitel „großes Haus", eingeführt und nicht benannt.

In dem vom Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. stammenden Märchen vom Verwunschenen Prinzen hat selbst der Held keinen Namen. Er ward als Sohn eines gleichfalls nicht genannten Pharao geboren, da nahten die sieben Hathoren, die die Rolle unserer Feeen vertreten, und sagten ihm voraus, er werde durch ein Krokodil, eine Schlange oder einen Hund sterben. Zunächst suchte ihn sein Vater vor allen Fährnissen zu schützen, als er aber erwachsen war, da zog er von einem Hunde begleitet auf Abenteuer aus. Auf wunderbare Weise gelang es ihm, die Tochter des Fürsten des bei Syrien gelegenen Reiches Neharina zur Frau zu gewinnen, welche ihn nicht lange darauf vor einer Schlange rettete. Ein Krokodil, das in der Nähe hauste, wurde von einem Riesen bewacht, damit es dem Prinzen kein Leid zufügen könne, aber es entwich und ergriff den Prinzen. Noch zur rechten Zeit eilte der Riese herbei und rettete ihn. Damit bricht der Text ab, zu dessen Beschluß vermutlich der treue Hund dem Prinzen versehentlich den vorher bestimmten Tod gegeben haben wird.

Bereits bei Gelegenheit der Beſprechung der Sanehaerzählung wurde hervorgehoben, daß in dieſe breit ausgeſponnene Lobpreiſungen des Königs eingeſchoben waren, die für unſer litterariſches Empfinden überflüſſig erſcheinen mußten. Im ägyptiſchen Altertume war die Freude am Häufen derartiger Redensarten weit verbreitet; gerade an den Stellen, an denen die Verfaſſer mit beſonderem Eifer ſich bemühten, ſich ſtyliſtiſch ſchön auszudrücken, wie in Hymnen auf Götter und Könige, herrſcht die Phraſe. Hochtönende Worte ſollen die alltäglichſten Gedankenverbindungen gewichtig erſcheinen laſſen. Auch in die Unterhaltungslitteratur haben ähnliche Beſtrebungen Eingang und Einfluß gewonnen. Den beſten Beleg hierfür bietet die aus dem mittlern Reiche ſtammende ſogenannte Geſchichte von dem Bauern dar, welche im Altertume ſehr beliebt geweſen ſein muß, da ſich die Reſte von mindeſtens drei Abſchriften durch die Jahrtauſende bis auf unſere Zeit gerettet haben.

Die eigentliche Erzählung iſt ſehr einfach. Ein Bauer war ausgezogen um Natron und Salz zu holen und kehrte nach erledigtem Geſchäfte mit wohlbepackten Eſeln nach Heracleopolis magna in Mittelägypten zurück. Als er an eine ſehr enge Stelle des Weges kam, an welcher auf der einen Seite Waſſer ſich befand, während an der anderen Seite Korn wuchs, erblickte ihn ein Mann, der zu den Leuten eines Obergüterverwalters Meruitenſa gehörte. Dieſem gefielen die Eſel und ihre Laſten und ſo ſprach er zu ſich ſelbſt „Die Zeit iſt mir günſtig, ich werde die Sachen dieſes Bauern rauben“. Um dies mit einem Scheine von Recht thun zu können, ließ er gerade an die engſte Wegſtelle ein Stück Zeug legen und rief nun dem Bauern zu, er möge nicht auf das Zeug treten. Der Bauer ſuchte auszuweichen, kam dabei aber nahe an das Korn und da benutzte einer ſeiner Eſel die günſtige Gelegenheit um etwas davon zu freſſen. Der Eigentümer ſtellte ſich hierüber höchſt erzürnt, nahm dem Bauern die Eſel fort und trieb ſie auf ſein eigenes Feld. Selbſtverſtändlich ließ ſich der Bauer das nicht ruhig gefallen, er begann laut zu jammern, ohne freilich einen andern Erfolg zu erzielen, als den, daß er noch dazu geprügelt wurde. Unverdroſſen klagte er dennoch den ganzen Tag weiter, aber ſein Eigentum bekam er nicht zurück. So zog er denn nach Heracleopolis und klagte Meruitenſa ſein Leid. Der vornehme Herr überließ die Entſcheidung ſeinen Räten, die ſich nicht erſt lange mit einer Unterſuchung des Thatbeſtandes aufhielten, ſondern einfach erklärten, die Klage werde wohl unberechtigt ſein. Der Bauer beruhigte ſich nicht

mit ſolcher Antwort, er flehte den Herrn ſelbſt mit hochpoetiſchen Worten an, ihm zu helfen. Seine Rede gefiel dieſem ſo gut, daß er ſich veranlaßt ſah, dem damals regierenden Könige Râ-neb-ka-n zu erzählen, daß er einen Bauern gefunden habe, der ſo ſchön zu reden verſtehe. Der Herrſcher intereſſirte ſich für eine ſo außerordentliche Sache, und wies Meruitenſa an, dem Bauern und ſeiner Frau Speiſe zum Lebensunterhalte zukommen zu laſſen ohne zu verraten, von wem die Unterſtützung ausginge, die Klageſache aber in die Länge zu ziehen und alle die Reden, die der Bauer noch halten werde, aufzeichnen zu laſſen. Der Befehl des Königs wurde ausgeführt, noch achtmal ließ man den Bauern ſein Anliegen vortragen und in immer bewegtern Tönen ſein Leid ausſprechen bis ihn zuletzt der Mut verließ und er mit Selbſtmord drohte. Dann erſt erbarmte ſich Meruitenſa ſeiner, ließ alle Klagereden in einer Rolle vereinigen und dieſe dem Pharao überreichen, der ſich über ihren Inhalt mehr freute als über alles andere, was im ganzen Lande war. Die Angehörigen und die Habe des Bauern wurden nunmehr herbeigeholt und er erhielt jetzt endlich ſein Recht.

Das Wichtigſte für den Verfaſſer wie für den altägyptiſchen Leſer waren in dieſer Geſchichte die neun Reden des Bauern mit ihren immer überſchwenglicheren Bildern, in denen der Güterverwalter geprieſen und ihm Ehren aller Art für den Fall, daß er gerecht richte, in Ausſicht geſtellt werden. Gelegentlich entſprechen dieſelben auch unſerem Geſchmacke, ſo wenn der Bauer ſagt, die Wahrheit währe bis in Ewigkeit und ſteige mit dem, der ihr gemäß gehandelt habe, in das Grab. Wenn man ihn auch beſtatte und zur Gruft bringe, ſo werde ſein Name doch auf Erden nicht ausgetilgt, ſondern man gedenke ſeiner wegen des Guten. Oder, wenn es von Meruitenſa heißt, er ſei der Vater des Armen, der Gatte der Witwe, der Bruder der Ausgeſtoßenen. Wenn dann freilich der Güterverwalter als der Schurz, der die Nacktheit bedeckt, als das Feuer, das rohes Fleiſch kocht, als Steuerruder des Himmels, als Balken der Erde bezeichnet wird, ſo mag das dem alten Ägypter gefallen haben, uns muß es ebenſo ſonderbar anmuten, wie die hier erzählte Art der Ausübung der Rechtspflege. Nur um die rhetoriſchen Leiſtungen des Geſchädigten hervorzurufen, wird ihm ſein Recht verweigert, bis man fürchtet, er werde ſich ſelbſt ein Leid anthun und im Jenſeits über die Bedrückung klagen. Es liegt hier eine ähnliche Auffaſſung von der Pflicht des Vornehmen dem Armen und Schwachen gegenüber vor, wie ſie beiſpielsweiſe in

zahlreichen Erzählungen in Tauſend und Einer Nacht auftritt. Ihr entſprechend konnte ſich der Bauer glücklich ſchätzen, wenn ihm von den Mächtigen nicht noch weit übler mitgeſpielt wurde, und er, wenn auch erſt nach langem Hangen und Bangen, doch zuletzt noch in den Beſitz des Geraubten und widerrechtlich Vorenthaltenen kam.

Wie obige Ausführungen gezeigt haben werden, bemühten ſich die alten Ägypter auf ſo gut wie allen denjenigen Gebieten, in welche wir jetzt die Unterhaltungslitteratur zerfallen zu laſſen pflegen, etwas zu leiſten. Es iſt ihnen bei dieſen Beſtrebungen gelungen, Werke zu ſchaffen, denen noch unſere Zeit, ſo abſonderlich manche Einzelheit in ihnen auch anmuten mag, doch ihr Intereſſe nicht verſagen kann. Aus dieſen Schriften erweiſt es ſich als unbeſtreitbare Thatſache, daß der alte Ägypter nicht ſo ſteif und eintönig ſein Daſein verbrachte, wie man während Jahrhunderten annehmen zu müſſen geglaubt hat, daß er vielmehr ein Menſch war von Fleiſch und Blut, mit allgemein menſchlichen Intereſſen, Gefühlen, Wünſchen und Schmerzen. Vor allem das heutige Leben des Orients bietet zahlreiche Parallelen zu dem Treiben jener längſt vergangenen Zeiten dar. Nicht nur die Hütten und das Gerät des jetzigen ägyptiſchen Bauern ſind faſt genau die gleichen geblieben ſeit fünf und ſechs Jahrtauſenden, auch das Empfindungsleben der Leute ſelbſt hat ſich auf dem konſervativen Boden des Nilthales in dieſer langen Spanne Zeit nur in wenigen Zügen zu ändern vermocht.

Inhalt.

Einleitung S. 3. — Volkslieder S. 4. — Liebeslieder S. 5. — Ermahnung zum Lebensgenuß S. 8. — Philoſophierende Texte S. 10. — Fabeln S. 12. — Reiſeabenteuer S. 16. — Geiſter- und Zaubergeſchichten S. 19. — Sagen und Märchen S. 26. — Rhetorik S. 30.

Widener Library
3 2044 079 425 328

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 079 425 328

Digitized by Google